GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen **1 / 2019**

M / W / D

Impressum

Impressum

GEORG Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber Rektor der Hochschule

Chefredakteur Tobias Specker SJ

Redaktion Wolfgang Beck, Carolin Brusky, Martin Höhl, Jakob Schorr, Martin Sternhagen

Künstlerische Gestaltung Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz Claudia Gerhard, Pauline Erdmann

Beratung Cornelia von Wrangel

Grafik Design Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Titelbild © sergio souza, Unsplash.com

Druck Esser Druck & Medien GmbH, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80,-, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion. Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Wenn Sie den GEORG per Post erhalten, sind Ihre Daten (Postadresse und Name) bei uns gespeichert. Wir freuen uns, Sie zu unseren Empfängern zu zählen, und nutzen Ihre Daten nur zum Versand dieser Zeitschrift. Wenn Sie die Zeitschrift nicht mehr erhalten möchten, können Sie sie mit einer einfachen Nachricht per E-Mail an rektorat@sankt-georgen.de oder per Telefon (069 / 60 61 – 219 oder 069 / 60 61 - 204) abbestellen. In diesem Fall werden wir Ihre Daten aus unseren Verzeichnissen löschen. Unsere Datenschutzerklärung finden Sie im Internet unter http://www.sankt-georgen.de/footer/datenschutzerklaerung/.

ISSN 2195-3430

Auflage 3.000 © Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2019

Foto: Elke Teuber-S

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

war es ein Aufatmen oder ein genervtes Seufzen? Zumindest die Prognose der ZEIT war klar: „Das Wetteifern vieler Firmen um ‚diverse' Bewerber dürfte meist ins Leere laufen", denn: „Die Zahl der intersexuellen Menschen, die sich weder dem einen noch dem anderen Geschlecht zuordnen, ist sehr viel geringer, als allgemein angenommen wurde." Wozu also all die Aufregung um schulische Toiletten und behördliche Gendersternchen? Nun mag man sich fragen, ob die Konzentration auf diese beiden Themen der Menschenwürde auch einer möglicherweise kleinen Zahl von Personen angemessen ist. Die Diskussion, vor allem aber auch die Empörung, schien doch seltsam über das gelebte Leben der Betroffenen hinwegzugehen. Zugleich aber lohnt die Diskussion, weil unabhängig von ihrer Zahl wichtige gesamtgesellschaftliche Fragen gestellt werden: Wie sind die Anerkennung individueller Besonderheit und das Streben nach gesellschaftlicher Kohäsion miteinander zu vermitteln? Wie verhalten sich das Recht, vor Diskriminierung geschützt zu werden und der Anspruch auf Repräsentation im öffentlichen Diskurs zueinander? (Wie) Können individuelle Lebensentwürfe kritisiert, ja, ihnen sogar der Respekt versagt werden?

Hilfreich finde ich, sich vor Augen zu führen, dass diese Diskussion verschiedene Ebenen betrifft: Die Sensibilität für geschlechtliche Identitäten, die das binäre Raster fraglich werden lassen, stellt vor rechtliche Herausforderungen, wie die des Personenstandsrechts, der Gutachtenpflicht zum Nachweis einer transsexuellen Identität oder das Verbot von geschlechtsangleichenden Operationen bei Kindern. Aber mit der Klärung rechtlicher Fragen ist nicht alles erledigt, denn das Gefühl, ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft zu sein, hängt, gerade bei realer Diskriminierung, wesentlich von der Erfahrung ab, in der individuellen Besonderheit gesehen zu werden. Dies aber hat mit der Berücksichtigung im alltäglichen Leben genauso zu tun wie mit dem Umgang mit Sprache.

Problematisch wird es dort, wo die Anerkennungsfrage mit der Logik von Gruppenidentitäten verknüpft wird. Dies geschieht nicht nur in einem überspitzten Community-Aktivismus, sondern auch in der genervten „Jetzt die auch noch"-Reaktion. Vermieden wird die Gruppenidentitätslogik dort, wo die Infragestellung geschlechtlicher Binarität zunächst einmal als Störung unhinterfragter Selbstverständlichkeiten gesehen wird. Vermieden wird sie dort, wo die gesellschaftliche Öffentlichkeit nicht als Arena der Selbstbehauptung, sondern als Ort der Solidarität gesehen wird, die aus der Einsicht entsteht „ich kann mir nicht vorstellen, wie ich ohne die vielen Anderen sein könnte" (Heinz Bude). Vermieden wird sie schließlich dort, wo anerkannt wird, dass die Frage nach der eigenen geschlechtlichen Identität in den seltensten Fällen deshalb entsteht, weil man auch gerne zu einer hippen Queer-Kultur dazugehören möchte, sondern sehr oft mit existenziellen Erschütterungen und Brüchen in gradlinigen Lebensläufen zu tun hat. Für diese aber sollte der christliche Glaube doch eigentlich nicht nur eine emotionale Offenheit, sondern auch das Reflektionspotential haben, sie zu verstehen. Eine gute Lektüre wünscht

Tobias Specker SJ

Tobias Specker SJ Chefredakteur

Inhalt

15 **Titelstory**
Andreas Lob-Hüdepohl
Bipolar statt strikt binär

10 **Aus dem Priesterseminar**
Interview mit Dr. Heiner Wilmer SCJ
Fragen zur Priesterausbildung

26 **Worte zur Zeit**
Heinrich Watzka SJ
Himmelschreiende Sünden

46 **Vorgestellt**
Carolin Brusky
„Meine erste Fremdsprache war Hochdeutsch!“

36 **Nachgedacht**
Ulrich Rhode SJ
Guter Papst – schlechter Papst

Editorial
03

06 **Scientia – Philosophie**
Eckhard Frick SJ
Geschlechts_identität*en

20 **Aus dem Jesuitenorden**
Gonzalo Villagrán SJ
Der Islam in Andalusien

44 **Stimmen aus Sankt Georgen**
Andreas Hahne, Vanessa Lindl, Christian Kossmann
DNA des Bösen

33 **Alumni berichten**
Interview mit Simon Schade
Ein Surfer fährt quer

Impressum
02

50 **Scientia – Theologie**
Maura Zátonyi OSB
Theologie aus benediktinischer Sicht

37 **Aus den Instituten**

12 **Fragen über Fragen**
an Anna Niem

13 **Das besondere Buch**
Wolfgang Beck
Einander ausgesetzt – der Andere und das Soziale

40 **Pietas**
Klaus Vechtel SJ
Thesen zum Mission Manifest

30 **Aus der Hochschule**

24 **Weltkirche**
Birgit Weiler MMS
Die Amazonassynode

28 **Centerfold**

Geschlechts_identität*en

Scientia – Philosophie

ECKHARD FRICK SJ
Professor für anthropologische Psychologie an der Hochschule für Philosophie München

„Nicht mehr wissen, ob Männlein oder Weiblein?“ Diese Redensart wird zur Umschreibung eines Verwirrungs-, Belastungs- oder Erschöpfungszustandes gebraucht. Daraus scheint auf den ersten Blick zu folgen: Normalerweise „wissen“ wir, dass wir Mann oder Frau, Bub oder Mädchen sind, mit derselben Sicherheit, mit der wir wissen, dass wir entweder Penis und Hoden oder eine Vulva haben.

Das hier angesprochene „Wissen“ ist ein differenzierendes Wissen, ein Entdecken des Geschlechtsunterschiedes zwischen mir und dem / der anderen. Sigmund Freud wurde und wird dafür kritisiert, dass er von unserer sexuellen Anatomie als Schicksal sprach. Der klassische Genderdiskurs hingegen hielt zwar das anatomische Geschlecht (sex) für gegeben, die Geschlechtsrolle (gender) jedoch für sozial konstruiert. Inzwischen betrachten viele auch die „objektiven“ Zuschreibungen des anatomischen Geschlechts als Konstruktion und Machtausübung, zum Beispiel wenn die Hebamme und andere Geburtshelfer das Baby untersuchen oder das Standesamt das Geschlecht festlegt.

Diachrones und synchrones Ich-Sein

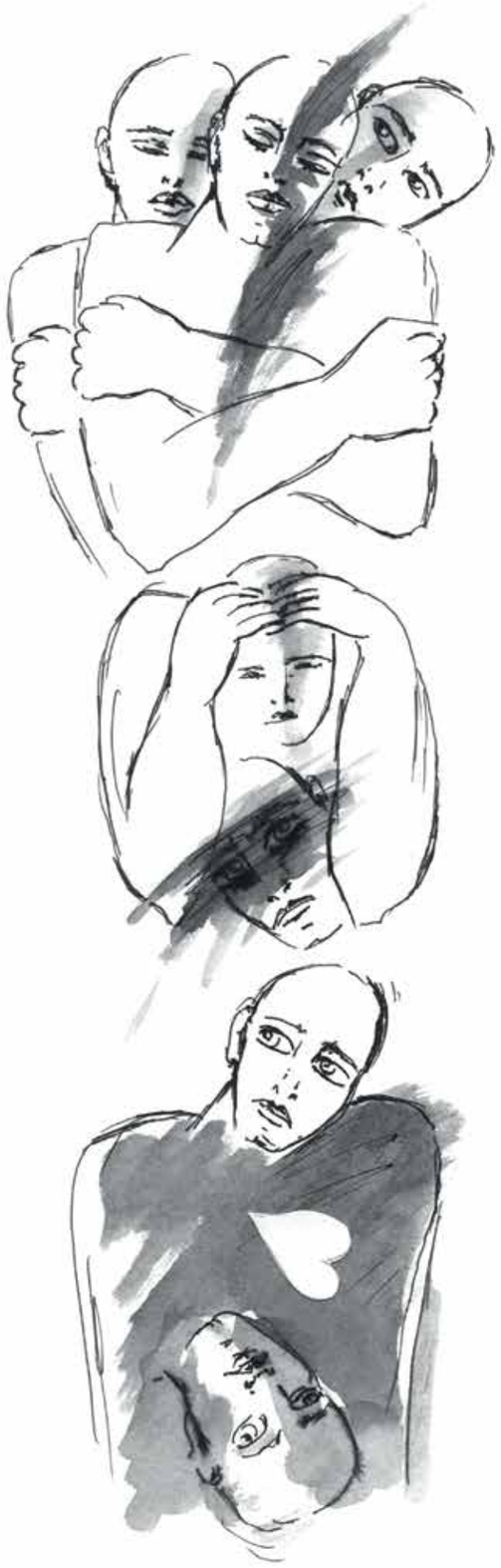
Zu einer ersten Klärung unterscheiden wir zwei Achsen: eine diachrone (Längsschnitt) und eine synchrone (Querschnitt). Diachron ist die Differenzierung der Geschlechtsidentität als Kern-Geschlechtsidentität, Geschlechtsrollenidentität und Geschlechtspartnerorientierung. Bereits aus der Begrifflichkeit wird deutlich, dass Jahre des „Nichtwissens“ vergehen, bis wir uns einem „Wissen“ um die eigene Geschlechtsidentität annähern, das wir niemals mit völliger Gewissheit erreichen. Vielmehr prägt uns die bereits von Freud angenommene psychische Bisexualität stärker als jegliches diesbezügliches Wissen. C.G. Jung beschrieb in eindrücklicher Weise die Anima als unbewusstes Seelenbild des Mannes, den Animus als unbewusstes Seelenbild der Frau. Verena Kast hat dies mit der Theorie des unbewussten inneren Geschwisterpaars bei beiden Geschlechtern fortgeführt.

Die synchrone Achse lässt uns die Perspektive des Leibes, der ich bin, und die Perspektive des Körpers, den ich habe, unterscheiden. Im eigenleiblichen Spüren „entdecke“ ich mich als männlich, weiblich oder unbestimmt – androgyn. Ich erlebe mich als begehrendes oder begehrtes Wesen. Gegenüber dieser ursprünglichen Leiblichkeit ist die Körperlichkeit sekundär. Sie wird jedoch besonders herausgehoben, wenn ich in der Scham (durch den Blick des Anderen) aus der Unbefangenheit meines Leibseins herausfalle. Diese Krise der Korporifizierung (Zum-Körper-Gemacht-Werden) des Leibes wird zum Beispiel spürbar in der Abbildung des Leibes, vor allem in der unfreiwilligen Anprangerung in sozialen Medien, in der medizinischen Bildgebung, in der Pornografie.

Ein schmaler Grat

In den Körper-Technologien gibt es zahlreiche Übergänge vom eigenleiblichen Spüren zu Machtdiskursen über den Leib: Body-Building kann in zwanghaften Perfektionismus ausarten, Diät und Gesundheitsbewusstsein in globale Allergie und Anorexie, die Freude an der eigenen Attraktivität in narzisstische Potenzhuberei. Die Suche nach dem eigenen „wahren“ Geschlecht bildet gespenstische Allianzen mit chirurgisch-technischen Produktionen von Geschlechtsidentitäten. Geschlechtsidentität als teils bewusster, teils unbewusster Ausdruck eigenleiblichen Spürens wird überlagert von Gender-Diskursen. Diese Gender-Diskurse sind teilweise emanzipatorisch (etwa, wenn biologistische und essentialistische Geschlechts-Stereotype dekonstruiert werden), oft genug, besonders in popularisierter Form, bilden sie aber auch Herrschaft über den Leib des Anderen ab und die (mediale) Konstruktion „neuer“ Rollenbilder.

Illustrationen: Elke Teuber-S.



Unsicherheiten aus*sprechen

Das „Gendern“ der Sprache oszilliert zwischen dem Offenhalten von Rollenbildern, insbesondere wenn es um den Schutz von Minderheiten geht, und der Machtausübung mit modischen, linguistischen und moralischen Mitteln. In der Schriftsprache ist eine gewisse Unruhe zu verzeichnen. Manche Autoren versuchen, sich mit salvierenden Fußnoten zu Beginn ihres Textes vom Gendern „freizukaufen“, etwa durch den Hinweis, aus Gründen der Einfachheit und Lesbarkeit sei bei Verwendung des männlichen Geschlechts das weibliche „mitgemeint“. Das Binnen-I („StudentInnen“) kommt allmählich aus der Mode, wird dort, wo es geht, durch Verwendung von Partizipien vermieden („Studierende“). Das Gender-Gap durch dynamischen Unterstrich (Student_in) oder Gendersternchen (Student*in) soll nicht nur männliches und weibliches Geschlecht, sondern auch die Diversität berücksichtigen. Beflissene lesen „Student*in“ nicht wie „Studentin“, sondern setzen nach dem Gendersternchen mit einem stimmlosen glottalen Verschlusslaut neu an, so dass das Gendern hörbar wird.

Angesichts sich rasch abwechselnder Gender-Orthografien (oder sollte frau/man eher sagen: Dysgrafien?), mit denen sich jeweils die Duden-Redaktion beschäftigen muss, dürfte klar sein: Die Suche ist noch nicht abgeschlossen. Das „Wissen, ob Männlein oder Weiblein“ (oder ein Drittes), die Befreiung von Fremd-Zuschreibungen, kann nicht ein für alle Mal erreicht werden. Es ist ein Prozess und kann somit auf einer diachronen Achse abgebildet werden. Ein „Coming-out“ kann die Geschlechtspartnerorientierung (zum Zeitpunkt eben dieses Coming-outs) öffentlich machen. Bei einer Hochzeit feiern zwei ihre gemeinsame Zeit, nicht nur jene des gerade begonnenen Lebensabschnitts, sondern auch die bisherige des Suchens und Findens (der eigenen Identität und des/der Anderen) sowie die künftige, ungewisse. Gläubige Menschen nehmen diese Zukunft aus Gottes Hand entgegen, ohne das versichernde Wissen, dass die Identitätsfrage definitiv beantwortet sei.

Unsichere Ichs und andere Andere

Für Gläubige und Ungläubige gilt gleichermaßen: Meine Geschlechtlichkeit konfrontiert mich nicht nur mit der Eindeutigkeit eines anatomischen und sozialen Geschlechts, sondern auch mit Uneindeutigkeit. Dies gilt nicht nur für die Minderheiten transsexueller oder intersexueller Menschen. Vielmehr erinnern diese Minderheiten alle an ihre eigenen Uneindeutigkeiten. Für Minderheiten und Mehrheiten gilt: Reife Identität im diachronen Längsschnitt des Lebenszyklus ist gerade nicht identitäre „Selbst“-Vergewisserung, sondern bedeutet das Aushandeln von Eindeutigkeiten und Uneindeutigkeiten, das Aushalten von Nicht-Identität mitten in der Identität. „Die Individuation fällt zusammen mit der Entwicklung des Bewußtseins aus dem ursprünglichen Identitätszustand (…). Die Individuation bedeutet daher eine Erweiterung der Sphäre des Bewußtseins und des bewußten psychologischen Lebens“, schreibt C.G. Jung.

Identität entsteht aus Nichtidentischem

Das widerspricht unseren gängigen, sozial plausibilisierten Konzepten von Identität. Alltagssprachlich gehen wir davon aus, dass Identität sich feststellen lässt – durch Personalausweis mit Foto, durch Fingerabdruck, durch Zahnstatus und DNA-Analyse (sogar noch postmortal). Was da feststellbar ist, so nehmen wir weiter an, ist entweder von Geburt an gegeben oder hat sich entwickelt. Wenn wir eine Schulkameradin auf einem alten Klassenfoto nicht sofort wiedererkennen, dann sagen wir meistens doch nach einiger Zeit: „Aha, das bist du!“. Wir behandeln also Identitätsmerkmale als Kontinuitätsträger durch die Zeit. Auch wenn es physikalisch-chemisch nicht mehr dieselben Atome sind, aus denen sich mein Schulkamerad zusammensetzt, erkennen wir seinen Leib, seinen Organismus, mit seinem Aussehen, seiner Stimme, seinen Erzählungen.

Unsicherheit schafft Identität

Der bereits zitierte C.G. Jung hält Individuation umgekehrt für das Verlassen des ursprünglichen Identitätszustandes und das Zulassen von Uneindeutigkeit. Schon als Kind kam er, auf einem Stein sitzend, ins Zweifeln über seine Identität: „«Ich sitze auf diesem Stein. Ich bin oben und er ist unten.» – Der Stein könnte aber auch sagen: «Ich» und denken: «Ich liege hier, auf diesem Hang, und er sitzt auf mir.» – Dann erhebt sich die Frage: «Bin ich der, der auf dem Stein sitzt, oder bin ich der Stein, auf dem er sitzt?» – Diese Frage verwirrte mich jeweils, und ich erhob mich, zweifelnd an mir selber und darüber grübelnd, wer jetzt was sei“.

Die Genderfrage ist eine derartiges In-Zweifel-Ziehen unserer Identität. Ja, es ist verwirrend, „nicht mehr zu wissen, ob Männlein oder Weiblein“ oder etwas Drittes, und es kann belastend sein. Aber die Genderfrage kann einen Prozess auslösen, durch den wir in paradoxer Weise sowohl unserer Identität näherkommen als auch mehr Nicht-Identität zulassen können.

Literaturhinweis:

Eckhard Frick: Psychosomatische Anthropologie.
Ein Lern- und Arbeitsbuch für Unterricht und Studium,
Kohlhammer, Stuttgart ²2015.

Ein Seminar des Volkes Gottes

Fragen zur Priesterausbildung an Dr. Heiner Wilmer SCJ, Bischof von Hildesheim

Aus dem Priesterseminar

Priesterausbildung ist aktuell ein viel diskutiertes Thema. Für das Bistum Hildesheim werden die Kandidaten hier in Sankt Georgen ausgebildet. Dieser Typ des klassischen, „tridentinischen" Priesterseminars stand zuletzt im medialen Interesse, sicher auch deswegen, weil Seminaristen mittlerweile Exoten sind und ein Priesterseminar irgendwie eine eigene Welt darstellt. Wie weit weg ist die Ausbildung dort aus Ihrer Sicht von der Realität in Welt und Kirche? – Oder braucht es für die Ausbildung gerade diese Abgrenzung? – Stehen aber Priesterseminare nicht gerade deshalb immer in der Gefahr, „Filterblasen" zu sein oder „Parallelwelten"? – Wie könnte man das ändern?
Zunächst einmal glaube ich, dass das Priesterseminar besser als sein Ruf ist. Es ist eine alte Erfahrung der Kirche, dass es für eine geistliche Formation und Entscheidungsfindung hilfreich sein kann, sich für eine begrenzte Zeit in einen geschützten Bereich zurückzuziehen. Das intensive Zusammenleben im Seminar hilft zudem, sich mit den Stärken und Schwächen der eigenen Persönlichkeit auseinanderzusetzen und in Gemeinschaft Verantwortung zu übernehmen. In diesem Sinn hatte ich bei meinem Besuch im Priesterseminar im Januar einen sehr guten Eindruck von dem Leben und der Arbeit dort.
Dennoch stellt sich mir die Frage, ob das klassische Priesterseminar nicht noch zu stark von einem Kirchenbild des 19. Jahrhunderts geprägt ist, in dem man Kirche als eigenen Sonderbereich in Abgrenzung zur Welt verstanden hat. Mit dem Zweiten Vatikanum haben wir noch einmal neu verstanden, dass zur Kirche der Anspruch gehört, die Welt als solche vom Evangelium her zu prägen und zu gestalten.
Von daher bin ich sehr dafür, noch einmal mit großer Offenheit zu überlegen, wie Priesterausbildung mitten in der Welt und näher bei den Menschen gestaltet werden kann. Vielleicht könnte es ein erster Schritt sein, die „Externen" beziehungsweise auch Studierende anderer Fachrichtungen zum Mitleben ins Seminar einzuladen und in dieser Weise das Priesterseminar zu einem „Seminar des Volkes Gottes" weiterzuentwickeln. Einige Diözesen haben damit schon – nach allem, was ich höre – recht positive Erfahrungen gemacht.
Ich denke, dies könnte für viele junge Menschen hochattraktiv sein. Bei meinen Wanderungen mit Jugendlichen unserer Diözese vor der Bischofsweihe habe ich immer wieder erfahren, wie groß das Interesse an Spiritualität und an den „Basics" des Glaubens ist.

Sie haben zuletzt in Interviews auch das „Männerbündische" und „Klerikale" kritisiert und als Hauptprobleme und Ursachen von Missbrauch in der Kirche benannt. Welchen Einfluss hat die Priesterausbildung darauf? Wird durch die Trennung von Seminaristen und – wie man in Sankt Georgen sagt – „Externen" nicht eine Form von Klerikalismus gefördert? Was sollte sich Ihrer Meinung nach hier ändern?
Sicherlich hat das klassische Priesterseminar männerbündische und klerikale Strukturen in der Kirche befördert. Ich würde allerdings deswegen nicht sofort das Priesterseminar an sich verwerfen. Vielmehr stellt sich umso mehr die Frage nach der konkreten Ausgestaltung des Zusammenlebens und der Kultur in einem Seminar. Dazu könnte die eben von mir skizzierte Öffnung des Priesterseminars für externe Studierende ein wichtiges Moment sein.

Die Fragen stellte Johannes Benedikt Köhler, Studierender der Fächer Theologie und Philosophie, und Priesteramtskandidat für das Bistum Limburg.

Es wird heftig kritisiert, dass in der Priesterausbildung Sexualität tabuisiert und so eine sexuelle und affektive Reife von Priesterkandidaten kaum erreicht werden könne. Auch kämen Frauen zu selten in der Ausbildung vor. Hierauf weist ja auch die neue Ratio fundamentalis zur Priesterausbildung hin. – Bereitet das Priesterseminar zu wenig auf den Zölibat vor? Und wie könnte eine stärkere Beteiligung von Frauen in der Priesterausbildung aussehen oder ist das überhaupt nicht nötig?
Wir haben als Kirche eine schwierige Geschichte mit der Sexualität, die oft einseitig als sündhaft problematisiert wurde. Heute führt dies dazu, dass die Kirche in diesem Bereich nicht mehr sprachfähig ist und auch in der Ausbildung der Priester dieser Bereich zumindest über lange Zeit nicht adäquat thematisiert wurde.
Ich würde die Sexualität in der Priesterausbildung aber ungern allein in den Fokus stellen und in dieser Weise wieder einseitig problematisieren. Sexualität ist nur ein, wenn auch sehr bedeutender, Teil der menschlichen Persönlichkeit. Ich habe noch zu wenig Einblick, um mir ein abschließendes Urteil zu erlauben, habe aber den Eindruck, dass der gesamte Bereich der Persönlichkeitsentwicklung in der Priesterausbildung noch stärker zu profilieren wäre.
Die Beteiligung von Frauen an der Ausbildung halte ich für unabdingbar. Zur Ausbildung einer reifen Persönlichkeit gehört wesentlich die Auseinandersetzung mit dem anderen Geschlecht. Frauen bringen oft eine wichtige Perspektive ein, die Männern entgeht.
Konkret könnte dies dadurch geschehen, dass der Anteil von Frauen im Professorium von Sankt Georgen weiter erhöht wird; zum anderen wäre gut zu überlegen, wie und in welcher Weise die weibliche Perspektive auch im Seminarteam eingebunden werden könnte.

Zur Person
Heiner Wilmer, 1961 in Schapen/Emsland geboren, trat 1980 in die Ordensgemeinschaft der Herz-Jesu-Priester ein. Nach dem Noviziat in Freiburg im Breisgau legte er 1985 die ewige Profess ab, und wurde 1987 in Freiburg zum Priester geweiht. Heiner Wilmer studierte in Rom und Freiburg Theologie, Romanistik sowie Geschichte und promovierte über die Mystik in der Philosophie Maurice Blondels. Bevor er Provinzial der Deutschen Ordensprovinz und 2015 Generaloberer der Herz-Jesu-Priester wurde, übernahm er Lehrtätigkeiten für den Orden, unter anderem in den Vereinigten Staaten. Seit dem 1. September 2018 ist Dr. Heiner Wilmer der 71. Bischof von Hildesheim.

© Hanuschke/bph

Bitte einmal ausfüllen!

Anna Niem, Mentorin für die Geistliche Ausbildung, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

?

Fragen über Fragen

Zum Frühstück... gibt's selten ganz Gewöhnliches...

Mit 16 Jahren wollte ich... für ein Jahr nach Russland gehen u. dann Grundschullehrerin werden.

Ich bin Christ, weil... der Herrgott mich um den Finger gewickelt hat.

Zur Zeit lese ich... wie immer vieles parallel, z.B. die Bibel, Schlesinger „Klang"...

An ~~Frauen (für Männer)~~/Männern (für Frauen) schätze ich... ihre geradlinige Art.

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe ... die Heiligen des Alltags

Dem Papst würde ich raten, sich von keinem „Lager" vereinnahmen zu lassen und weiter die Liebe zu leben.

Geld macht mich... in manchem unabhängiger, aber nicht glücklich.

Drei interessante Wörter: Weg, Vertrauen, Liebe

Kürzlich habe ich mich geärgert über... die Prinzipien, nach denen Wirtschaft & Gesundheitssystem arbeiten.

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... tanze; singe; sage in Sankt Georgener Park.

In der Zukunft träume ich davon... „Gott nichts mehr fragen zu müssen" (Joh 16, 23).

Sankt Georgen ist für mich ... kein unbekannter Ort, doch immer wieder neu.

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... sich neben und im Studium viel Zeit für sich selbst und den Herrgott zu nehmen und zu allem nach dem unverwechselbaren eigenen Weg und Stil zu suchen, der in jeden von uns hineingelegt wurde.

Einander ausgesetzt – der Andere und das Soziale

Die neue Sozialphilosophie von Burkhard Liebsch

III

Das besondere Buch

WOLFGANG BECK
Juniorprofessor für Pastoraltheologie und Homiletik
an der Hochschule Sankt Georgen

Es erscheint ein wenig verwegen, im 21. Jahrhundert und vor dem Hintergrund soziologischer Gesellschaftsanalysen mit den „Paradigmen der Individualisierung und der Singularitäten" (Andreas Reckwitz) sowie den Effekten einer „Kultur der Digitalität" (Felix Stalder) ein Werk zur Sozialphilosophie vorzulegen. Doch gerade deshalb greift der Philosoph Burkhard Liebsch, der an der Universität Bochum eine Professur für Praktische Philosophie und Sozialphilosophie innehat, mit seinem umfangreichen, zwei Bände umfassenden Werk eine der zentralen gesellschaftlichen Fragestellungen auf. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass Menschen vielfältige, offene und verdeckte Formen der Distanznahmen praktizieren, um sich die Anderen mit ihrer Not und ihren Themen „vom Leib" zu halten. Es sind Strategien mit einer Tendenz zur Dehumanisierung. Doch schon im Vorfeld dieser subtilen Mechanismen erfolgt bereits eine „Veränderung" des eigenen Selbst, weil die Menschen immer

„In modernen Gesellschaften konkretisiert sich das Soziale nicht mehr in definierbaren Lebensformen, sondern konstelliert sich zeitlich und örtlich je neu und jenseits bestehender Ordnungen."

schon einander ausgesetzt und aufeinander angewiesen sind. Die Menschen sind eben nicht bloß „in die Welt geworfen", sondern von Geburt an den Anderen ausgesetzt. Der – etwa bei Emmanuel Levinas entwickelte – Ansatz einer grundlegenden Fremdheit und Alterität wird hier zu einer Sozialtheorie weiterentwickelt. Das Soziale zu leben und die Alterität der Anderen zu würdigen, ohne das eine im anderen aufgehen zu lassen, markiert den schmalen Grat, auf dem der Autor einen Weg zu einem „wirklich lebbaren Leben" sucht. Er setzt sich dabei wohltuend von idealisierten Konzepten des Gemeinschaftlichen ab und trägt gegen Zynismus und Defätismus in der Haltung wohltuender Gelassenheit einen realistischen Umgang mit den bitteren Erfahrungen der Exklusionen ein, die zu den bitteren Seiten jedes Zusammenlebens gehören.

Der Autor geht einen sozialphilosophischen Weg zwischen der Andersheit der Anderen (bis hin zu deren bleibender Fremdheit) und einem unausweichlichen Ringen um neue Ansätze ihrer Sozialität, auf dem er das Risiko des Verirrens bewusst sucht. Gerade in dieser Offenheit des Weges als Suchprozess erscheint das Doppelwerk von Burkhard Liebsch grundlegend zeitgemäß.

Im zweiten Band wird die vorgestellte Sozialtheorie in einer „Topographie des Zusammenlebens" in konkrete Themenbereiche und aktuelle Gesellschaftsdiskurse überführt, sie wird zur „Chronotopographie" von Lebensformen. In modernen Gesellschaften konkretisiert sich das Soziale nicht mehr in definierbaren Lebensformen, sondern konstelliert sich zeitlich und örtlich je neu und jenseits bestehender Ordnungen. Die „prekären Lebenslagen", die der Autor in den Blick rückt, werden ihm dabei zum sozialphilosophischen Ernstfall, in dem mir die Frage nach dem Verhältnis zu den Anderen und der Anderen zu mir unausweichlich wird.

Es ist beachtlich und ausgesprochen erfreulich, dass sich hier ein philosophisches Arbeiten sichtbar zeigt, das sich selbst den aktuellen gesellschaftlichen Fragestellungen aussetzt. Die Konkretion in den je drängenden Gesellschaftsdiskursen ist hier nicht unter ein so häufig zu findendes Ressentiment gegenüber der Praxis gestellt, sondern wird gerade zum Ernstfall des zuvor beschrittenen Weges. So finden sich Fragen der Generationenverhältnisse, der Bestimmungsversuche des Solidarischen, ein Ringen um tragfähige und verfehlte Gemeinschaftsverständnisse, das politische Bemühen im Umgang mit Dissensen und Diversität, die Verhältnisbestimmungen von Moral und Ökonomie. Man wird dem Autor insbesondere in den gesellschaftsrelevanten Diskursen nicht in jeder Position folgen wollen. Aber es ist eine Freude, dass hier Positionen intellektuell begründet werden und Fundamente des Zusammenlebens nicht auf einer unbestimmten Abstraktionsebene verbleiben. Dies gilt vor allem in zwei Themenfeldern, die

hier exemplarisch herausgehoben sein sollen, weil sie besonders markant auf hintergründige, politische Probleme verweisen. Die Verhältnisbestimmung von Vertrauen und Transparenz in einem gesellschaftlichen Umfeld, das über weite Strecken von Vertrauensverlusten in Institutionen und Verantwortungsträger*innen geprägt ist und in dem mit Hilfe digitaler Kommunikationsofferten neue Öffentlichkeiten und dezentrale Kontrollinstanzen entstehen, stellt eine der wichtigsten Strukturdebatten der Gegenwart dar. Gleiches gilt für die Auseinandersetzung mit gesellschaftlich etablierten Formen des Hasses. Wenn vor wenigen Monaten der Fraktionsvorsitzende einer rechtspopulistischen Partei im Deutschen Bundestag in der Bewertung von Gewalttaten lakonisch und verharmlosend bemerkt, dass „Hass ja keine Straftat" sei, rückt das Verhältnis von Sprache und Gewalt in das öffentliche Bewusstsein. Es wird hier in einem letzten Teil bearbeitet. Neben der Distanzierung vom Anderen durch „Vergleichgültigung" identifiziert der Autor im Hass auch ein binnenstabilisierendes Instrument von Identitätskonzepten: Im Hass auf andere kann ein – wenn auch abgründiges – Gemeinschaftskonzept wachsen. Dessen Preis liegt gleichwohl nicht allein im Herabwürdigen der Anderen, sondern auch in der eigenen Deformation. Der Hass nimmt seinen Akteuren die Hoheit, weil sie sich ihm hingeben und sich ihm überlassen. Und er ist absurd und widersprüchlich, weil er das Gegenüber als zu Hassendes benötigt, um überhaupt seine gemeinschaftsbildenden Effekte entfalten zu können. Der Hass, meist als Inbegriff der Schwäche und empfundener Ausweglosigkeit verstanden, wirft zugleich die Frage auf, wie er zu bearbeiten wäre, ohne die Hassenden zu hassen. Derartige offene Überlegungen sind es, in denen der Wert des vorliegenden Werkes mit einer Fülle von Irritationspotenzialen und Denkanstößen auszumachen ist, indem Vertrautes anders gedacht und die Anderen anders gesehen werden können.

Burkhard Liebsch: Einander ausgesetzt – Der Andere und das Soziale
(Bd. 1 u. 2),
Verlag Karl Alber, Freiburg/B.-München 2018.

Bipolar statt strikt binär

Geschlechtliche Diversitäten als heilsame Irritation gesellschaftlicher Normalitätserwartungen

ANDREAS LOB-HÜDEPOHL
Professor für Theologische Ethik an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin und Geschäftsführer des Berliner Instituts für christliche Ethik und Politik

Für gewöhnlich werden wir biologisch entweder mit einer weiblichen oder aber männlichen Geschlechtsidentität geboren – eine Identität, die sich im Wechselspiel mit vielfältigen äußeren Faktoren zu einer psychischen und sozialen Geschlechtlichkeit entwickelt und wesentlich unsere höchstpersönliche Identität prägen wird. In außergewöhnlichen Fällen jedoch lässt sich das biologische Geschlecht nicht eindeutig als „männlich" oder „weiblich" bestimmen: mal „passen" die äußerlichen Geschlechtsorgane nicht zu den inneren; ein anderes Mal sind alle Geschlechtsorgane bezüglich der binären Codierung „weiblich" oder „männlich" uneindeutig. Die Ursachen solcher dazwischenliegender Geschlechtlichkeit (‚Intersexualität') sind vielfältig. Neben chromosomalen Mosaikbildungen – hier ist das chromosomale Geschlecht XX (weiblich) oder XY (männlich) nicht bei allen Zellen oder Geweben identisch – können Mutationen der Keimdrüsen (Hoden, Eierstöcke) oder auch hormonelle Ungleichgewichte zu dieser Uneindeutigkeit im gewohnten System eindeutiger Zuordnung führen. Bislang wurde diese biologische Uneindeutigkeit fast immer durch medizinische Interventionen

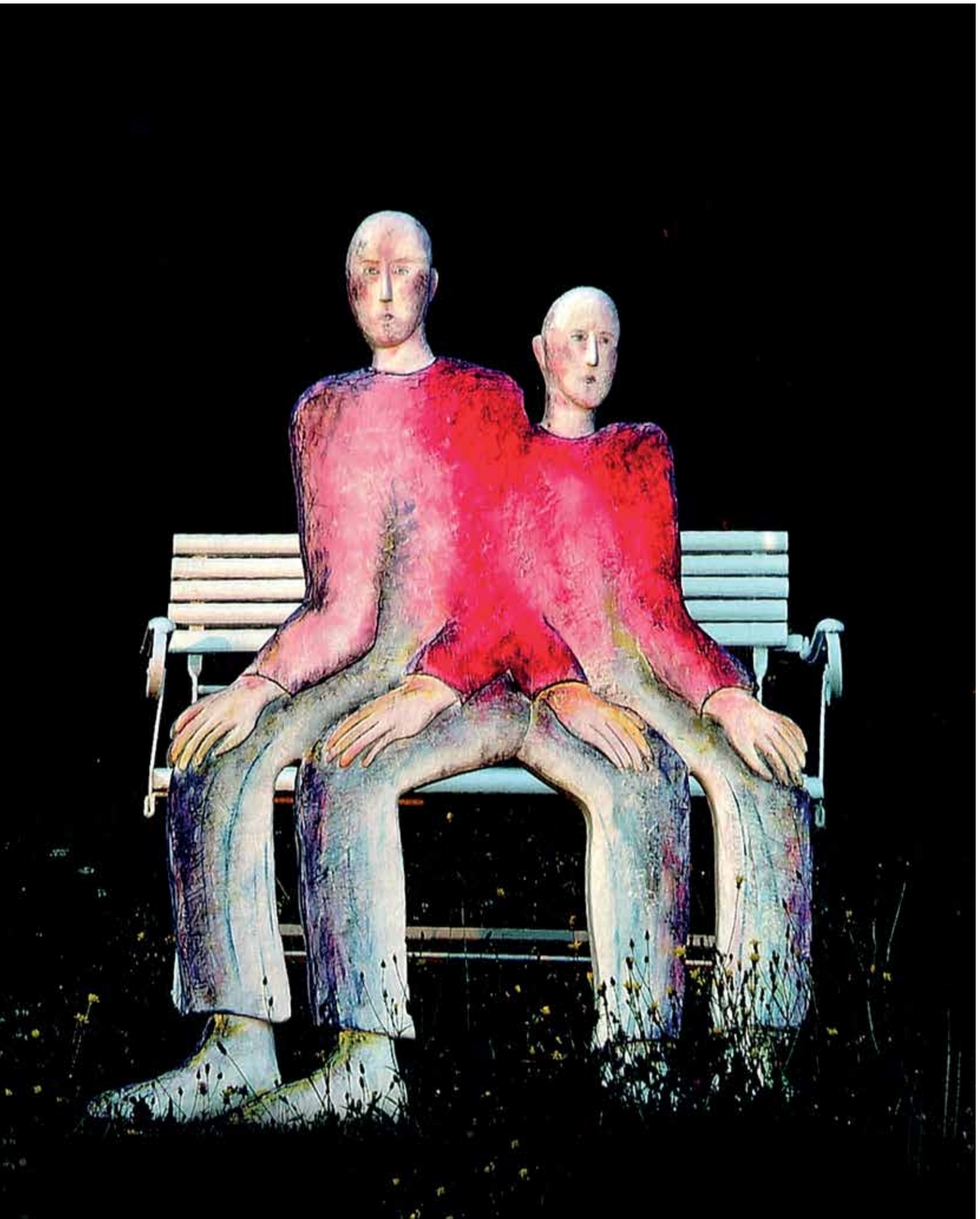
„Zwischen den Polen „weiblich" und „männlich" kommen diverse Zwischenstufungen vor."

„behoben": mal wurde das Geschlecht des Betroffenen durch Anpassung seiner äußeren an seine inneren Geschlechtsorgane „vereindeutigt"; ein anderes Mal durch Veränderungen verschiedener Merkmale in eine Richtung aufgelöst und damit entweder dem weiblichen oder dem männlichen Geschlecht eindeutig zugeordnet.

Auch das deutsche Personenstandsrecht hat bislang eine solche Eindeutigkeit der Geschlechtszuordnung verlangt. Dieses Erfordernis hat das Bundesverfassungsgericht in seinem Beschluss vom 10. Oktober 2017 für verfassungswidrig erklärt und verlangt, dass Betroffenen neben der Alternative weiblich oder männlich eine dritte Option eröffnet werden muss – jedenfalls immer dann, wenn der Gesetzgeber eine positive Zuordnung zu einer Geschlechtsidentität verlangt. Übrigens: Das Verfassungsgericht hat mit diesem Beschluss kein drittes Geschlecht eingeführt. Es eröffnet den Betroffenen nur die Möglichkeit, der Pflicht zur binären Zuordnung der eigenen Geschlechtlichkeit und damit den erheblichen Folgewirkungen für die Entwicklung der eigenen psychosozialen Geschlechtsidentität zu entkommen. Es anerkennt, dass zwischen den Polen „weiblich" und „männlich" diverse Zwischenstufungen vorkommen, die auf Seiten der betroffenen Personen oftmals nur mit dem Preis schwerer Belastungen und Beschädigungen binär „in Ordnung" gebracht werden können. Ein drittes Geschlecht hätte dagegen die genetische Bipolarität von weiblich und männlich zu einer Tripolarität erweitert – so als könnte es sich über XX- und XY-Chromosomen hinaus auf ein neuentdecktes XZ-Chromosom zurückführen lassen.

Das Bedürfnis nach klarer Zuordnung

Das Aufbrechen strikt binärer Zuordnung und das Zulassen biologischer Geschlechtsidentitäten, die eigenständig zwischen den Polen verbleiben und die ihr intrinsisches Potential in die Entfaltung der jeweiligen psychosozialen Geschlechtlichkeit einbringen dürfen, sorgt in Kirche und Gesellschaft mitunter für erhebliche Irritationen. Das mag verwundern. Denn wen oder was gefährdet dies? Aber offensichtlich gibt es immer wieder ein starkes Bedürfnis nach klaren Ein- und Zuordnungen – gerade in einer Lebensdimension, die sowohl gleichsam zum innersten Kern persönlicher Identität zählt, als auch tief das kulturelle Selbstverständnis einer Gesellschaft prägt. Und: andere Ordnungen stiftet und aufrechterhält. Die binäre Zuordnung zu „weiblich" und „männlich" strukturiert viele Lebensbereiche durch mitunter scharfe Trennlinien. Sie eröffnet Zugänge für das eine Geschlecht und versperrt sie im selben Atemzug dem anderen. (Katholikinnen muss man dies nicht weiter erläutern.) Sie weist Rollen zu und ermöglicht klare und vor allem verlässliche Orientierung. Eindeutigkeiten wirken



zweifelsohne handlungsentlastend. Schon bei der Farbauswahl der Babykleidung kann man sich – wenn man partout nicht weiter weiß – getrost auf sie verlassen. Solche Verlässlichkeiten stiften Heimat – Orte also des „Kennens“ und „Könnens“ (Bernhard Waldenfels), deren kulturelle Üblichkeiten wir unmittelbar verstehen und in denen wir uns mühelos bewegen können. Ob wir diese kulturellen Üblichkeiten immer wertschätzen oder ihnen gelegentlich auch skeptisch gegenüberstehen, ist offen. Dennoch stiften solche Beheimatungen in vertraute Lebenswelten bei vielen eine Verlässlichkeit, die kaum jemand missen möchte. Uneindeutigkeiten oder andere Irritationen werden deshalb schnell als unangenehme Störungen empfunden.

Aber solcher Störungen bedürfen Einzelne wie Gesellschaften insgesamt. Sie mögen befremden. Gleichwohl sind Fremdheitserfahrungen aller Art steter Stachel im Fleisch des Eigenen; sie verunsichern das eigene Selbst- und Weltbild und erweisen sich damit als Motor für die Entwicklung der persönlichen wie der gesellschaftlichen Identität. Welch ungeheuerliche Störung für das patriarchale Selbstverständnis war vor hundert Jahren der Kampf um das allgemeine Wahlrecht für Frauen? Und welche Irritationen musste die nachkonziliare Gleichstellung der Ehefrau bei denen auslösen, die sich noch ganz an der vorkonziliaren Lehre orientierten, die „sowohl den Vorrang des Mannes gegenüber der Gattin und den Kindern als auch die freiwillige und nicht widerwillige Unterwerfung und Folgsamkeit der Gattin“ als „von Gott festgelegtes und bekräftigtes Hauptgesetz“ (*Casti Connubii*) der Familienstruktur verbindlich vorsah?

Freilich: Verunsicherungen, so entwicklungsförderlich und darin heilsam sie in gewöhnlichen Situationen wirken mögen, können überfordern – vor allem dann, wenn sie Menschen „heim suchen“, die sich aus welchen Gründen auch immer gegen eine Gesellschaft wehren, die durch schnelle und kaum kalkulierbare Veränderungen erfasst ist. (Die Sozialpsychologie nennt dieses keinesfalls seltene Phänomen „Anomia“.) Solche Menschen neigen dazu, sich gegen alle Formen von Non-Konformität scharf abzugrenzen. Und Non-Konformität wittern sie schon da, wo ihre Normalitätserwartungen enttäuscht werden – Normalitätserwartungen, die das statistisch durchschnittlich Erwartbare zugleich zur Norm erheben, die jede Abweichung als Minus-Variante des eigentlich Sinnvollen und Gesollten abwerten müssen. Gelegentlich werden

Illustration: Elke Teuber-S.

Umgang mit Diversität in der Jugendarbeit

Als katholische Fachstelle für Jugendarbeit Taunus sind wir für die Unterstützung der Jugendarbeit in den Pfarreien und als Anbieter der schulnahen Jugendarbeit in den Landkreisen Hoch- und Maintaunus zuständig. Wir sind permanent mit Jugendlichen aus verschiedenen Kontexten und Milieus im Kontakt. Dass gerade Jugendliche zunehmend nicht mehr in der klaren Welt von männlich und weiblich leben, war uns eigentlich bewusst. Trotzdem hat das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes bei uns in der Einrichtung eine ganze Menge Fragen aufgeworfen: „Was machen wir eigentlich, wenn ein junger Mensch uns seine geschlechtliche Identität offenbart, die nicht mit den bisherigen Mustern zusammenpasst? Was bedeutet das für die Zimmereinteilung, die Ausbildung von Gruppenleiter*innen und den Einsatz unserer eigenen Teamer*innen? Und wie gehen wir eigentlich mit der Situation von Duschen und Toiletten um?“

So ganz einfach sind diese sehr profanen Fragen nicht zu beantworten – zumal wir als katholische Einrichtung vor der zusätzlichen Herausforderung stehen, die soziale Realität von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in einen Zusammenklang mit den viel normierteren katholischen Moralvorstellungen zu bekommen. Uns ist schnell klar geworden, dass die Aufnahme des Gender-Sternchens in unsere Schriftkommunikation nicht die einzige Lösung sein kann. Zumal diese schriftliche Anpassung, die wir konsequent anwenden, sich einer tatsächlichen Sprechbarkeit verweigert.

Im Rahmen der Erstellung unseres institutionellen Schutzkonzeptes haben wir sieben Schlagworte gefunden, die unsere Haltung zum Ausdruck bringen sollen. Eines davon heißt „aufgeschlossen“. Genau dieses Schlagwort wollen wir nun in Bezug auf unseren Umgang mit Diversität zur Maxime machen. Wir wollen keine Lösung für die Fragen am grünen Tisch finden, sondern gehen in den nächsten Wochen bewusst zu Menschen, die sich in den Zuschreibungen von „Mann“ und „Frau“ nicht mehr finden können und wollen. Wir fragen sie um Rat, was sie sich von uns wünschen, wie sie angesprochen und behandelt werden wollen. Dazu werden wir Exkursionen in ein queres Zentrum unternehmen und „Betroffene“ zu uns ins Haus einladen. Wir werden unsere Fragen stellen, ganz bewusst auch jene, die unsere katholische Sexualmoral tangieren. Und dann gemeinsam mit unseren Gastgebern*innen und Gästen überlegen, wie wir zu einem guten Umgang mit allen Fragen hierzu kommen. Wir ahnen, dass dieses Vorhaben eine Herausforderung werden wird, am allermeisten für jede*n Einzelne*n aus unserem Team, weil wir auch uns selbst und unsere bisherigen Grundüberzeugungen in Frage stellen müssen.

Entscheidend wird sein, dass wir selbst sprachfähig werden und nicht vor der Herausforderung der Diversität verstummen. Letztlich bleiben wir nur dann glaubhaft, wenn wir fähig sind, im Gespräch zu sein, mitreden zu können.

Daniel Dere, Katholische Fachstelle für Jugendarbeit Taunus

solche Abweichungen vom Normalmaß – so sie sich dem Druck zur Anpassung zu widersetzen trachten – sogar als „Verrücktheiten“ regelrecht pathologisiert. Nebenbei bemerkt: Solcher manchmal eher subtil wirkender Rigorismus hat eine lange und sogar biblische Geschichte. Gerade im unmittelbaren Umfeld des Nazareners wird er sichtbar: Als dieser sich der Rückholaktion seitens seiner Familie widersetzt, die ihn ob seiner schwer irritierenden Heilungen und Predigten gleichsam aus dem Verkehr ziehen will, urteilen seine Angehörigen nur: „Er ist von Sinnen.“ (Mk 3,21)

Aufgaben und Grenzen einer inklusiven Gesellschaft

Doch wieviel Irritationen verträgt die Identität einer Person oder gar einer Gesellschaft, ohne angesichts aller Infragestellungen und Verunsicherungen sich selbst zu verlieren? Zur identitätsbildenden „DNA“ einer demokratischen Gesellschaft und eines menschenrechtsbasierten Rechtsstaates gehört Pluralität (‚diversity‘). Diese Pluralität spiegelt die Vielfalt von Lebensformen und Lebensweisen: religiös, ethnisch,

„Gesellschaftliche Differenz ermöglicht gerade die Authentizität einer Lebensführung, die die höchstpersönlich meine ist.“

politisch und eben auch geschlechtlich. In jeder dieser Lebensweisen verdichtet sich die höchstpersönliche Autorenschaft eines Menschen für sein Leben. Deshalb beanspruchen alle diese Lebensformen und Lebensweisen, gleichberechtigt in das gesellschaftliche Leben einbezogen zu werden; sie erfordern eine inklusive Gesellschaft. Nur so bleibt die Würde, also die unverrechenbare Selbstzwecklichkeit eines jeden Menschen, unangetastet. Inklusiv lebt eine Gesellschaft, die die religiösen, ethnischen oder geschlechtlichen Unterschiede der einen nicht zur Abwertung und Diskriminierung durch andere werden und damit zu deren Ausschluss (Exklusion) führen lässt.

Die gesellschaftliche Inklusion vielfältigster Menschen bedeutet freilich keinesfalls, dass alle alles gut finden oder sogar als Bereicherung für ihre eigene Lebensführung erfahren müssen. Gesellschaftliche Differenz ermöglicht gerade die Authentizität einer Lebensführung, die die höchstpersönlich meine ist und mit der ich mich folglich von anderen unterscheide und gegebenenfalls auch abgrenze. Zwar mögen mich andere Lebensweisen in ihrer Andersheit auch interessieren, gelegentlich sogar inspirieren. Unbedingt erforderlich ist das aber für eine inklusive Gesellschaft keineswegs. Was sie nur erfordert, ist, die Andersheit der Anderen als Manifestation deren höchstpersönlicher Authentizität zu respektieren.

Aber dieser Respekt kennt auch Grenzen. Denn eine inklusive Gesellschaft erfordert nicht, jede Differenz in der Lebensführung ihrer Mitglieder unbesehen und unkritisch zu akzeptieren. Denn eine bestimmte Art religiöser, kultureller oder auch geschlechterrollenspezifischer Lebensführung kann andere in deren Lebensführung oder das gesellschaftliche Zusammenleben insgesamt empfindlich beschädigen. Genau hier muss eine menschenrechtsbasierte Gesellschaft in einer unmissverständlichen und darin eindeutigen Grenzziehung ihre Stärke zeigen. Solche Grenzziehungen sind Ergebnisse steter Aushandlungsprozesse, die in besonders bedeutsamen Fällen sogar in (strafbewehrten) Rechtsnormen verbindlich festgeschrieben werden. So gewinnt eine Gesellschaft ihre Identität als humanes Gemeinwesen. Und so kann sie auf die individuellen Lebensführungen ihrer Mitglieder stilbildend zurückwirken. Auch hier muss eine menschenrechtsbasierte Gesellschaft sorgfältig zwischen zumutbaren Belastungen und unzumutbaren Schädigungen unterscheiden. Die geschlechtshierarchische Lebensführung einer traditionalen Ehe, in der der Mann den gemeinsamen Lebensunterhalt erwerbsmäßig verdient und die Frau ihn durch häusliche Reproduktionsarbeiten faktisch bestreitet, mag andere aus guten Gründen befremden, vielleicht sogar belasten. Ob sie indes die betroffenen Eheleute und hier besonders die Ehefrau unzumutbar beschädigen, ist aber nur durch sie selbst zu beantworten und gegebenenfalls abzustellen. Demgegenüber ist das unzumutbare Schädigungspotential anderer innerehelicher Gewohnheiten wie etwa die sexuelle Unterordnung der Frau unter ihren Mann – über Jahrhunderte hinweg sogar als deren eheliche Pflicht hochstilisiert – mittlerweile über jeden vernünftigen Zweifel erhaben und – wenn sie in eheliche Gewalt einmündet – zu Recht bei Strafe verboten.

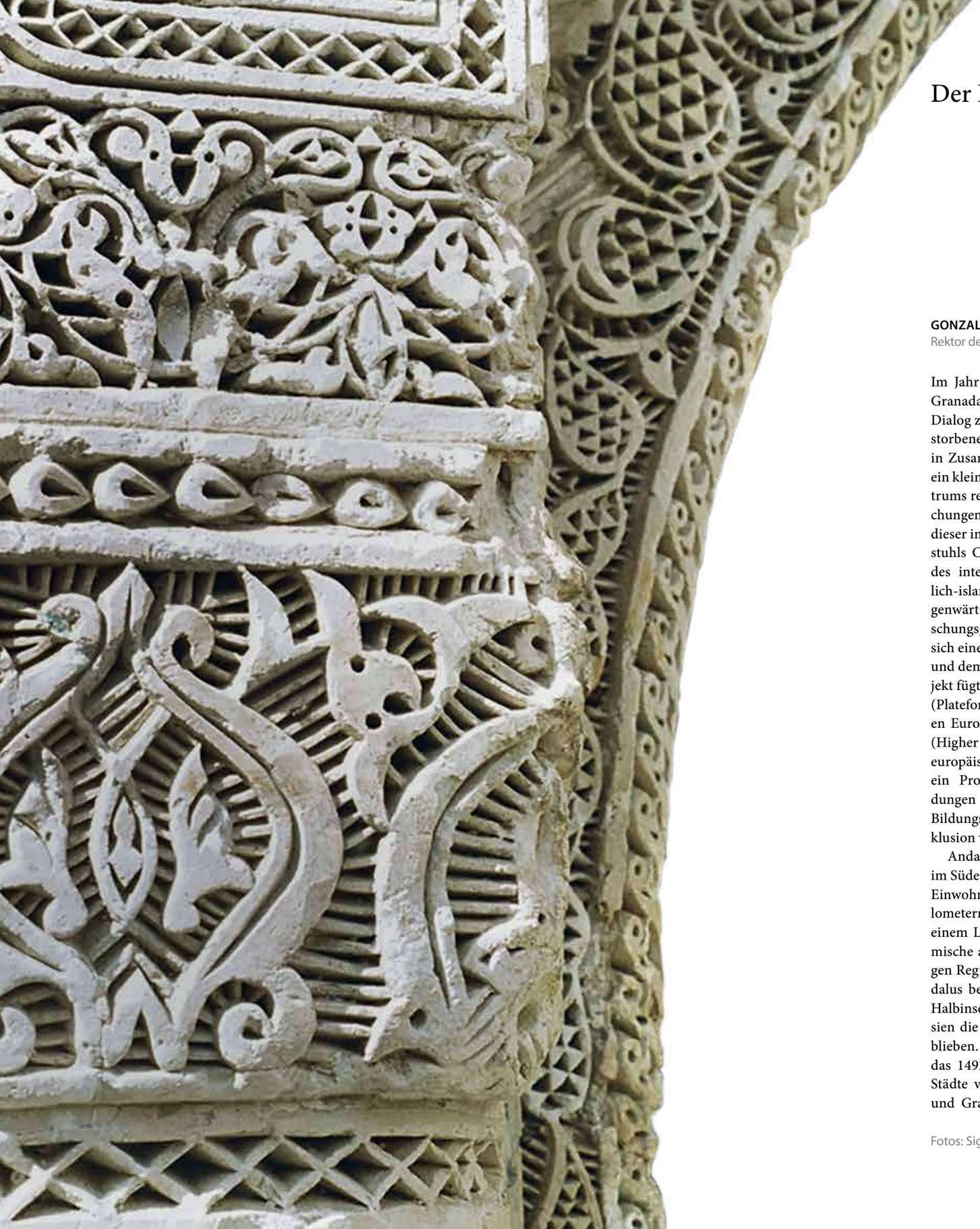
Auch geschlechtsspezifische Identitäten entwickeln sich – persönlich wie gesellschaftlich. Ob immer zu ihren Gunsten, ist keinesfalls ausgemacht. Der Respekt diverser Geschlechtlichkeiten zwischen den Polen „weiblich“ und „männlich“ ist – darin ist dem Bundesverfassungsgericht aber unbedingt zuzustimmen – dem Persönlichkeitsrecht und letztlich der Würde dieser Menschen geschuldet. Nochmals: Es mag die Mehrheitsgesellschaft irritieren und die gewohnten Ein- und Zuordnungen erschweren. Dennoch ist nicht ersichtlich, wie sie die gemeinschaftliche Lebensform nennenswert belasten oder sogar unzumutbar schädigen. Im Gegenteil: Die Respektierung diverser Geschlechtlichkeiten erhöht die Sensibilität für die Vielfalt und darin Einzigartigkeiten, die das menschliche Leben bereithält.

Das Bundesverfassungsgerichtsurteil zum Schutz der geschlechtlichen Identität und seine kirchenrechtlichen Folgen

Seit dem 1. November 2013 wurde es nach § 22, 3 PStG möglich, neben dem weiblichen und männlichen Geschlecht im Fall, dass die Zuordnung zum männlichen oder weiblichen Geschlecht nicht erfolgen konnte, „Keine Angabe“ einzutragen. Dies führte zur entsprechenden Klage, im Sinne eines dritten Geschlechts beziehungsweise im Fall der Intersexualität die Bezeichnung „inter/divers“ oder nur „divers“ eintragen zu können, die bis hin zum Bundesverfassungsgericht führte. Das Bundesverfassungsgericht hat am 10. Oktober 2017 sein Urteil zum Schutz der geschlechtlichen Identität gefällt und geht davon aus, dass das allgemeine Persönlichkeitsrecht gemäß Art 2, 1 iVm Art. 1, 1 GG die geschlechtliche Identität auch der Personen schützt, „die sich dauerhaft weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuordnen lassen“. Damit ist verbunden, dass für diese Personen auch das Diskriminierungsverbot nach Art. 3, 3 GG und damit der Schutz vor Diskriminierung greift. Vor diesem Hintergrund stellt das Bundesverfassungsgericht fest, dass das Personenstandsrecht die betreffenden Personen in den genannten Grundrechten verletzt, wenn es „dazu zwingt, das Geschlecht zu registrieren, aber keinen anderen positiven Geschlechtseintrag als weiblich oder männlich zulässt“. Bis zum 31. Dezember 2018 wurde der Gesetzgeber verpflichtet, die entsprechenden Gesetze zu ändern. Das Personenstandsgesetz wurde am 18. Dezember 2018 entsprechend geändert, sodass § 22, 3 nun lautet: „Kann das Kind weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden, so kann der Personenstandsfall auch ohne eine solche Angabe oder mit der Angabe ‚divers‘ in das Geburtenregister eingetragen werden.“ Dadurch gibt es die Möglichkeit, männlich, weiblich, divers eintragen zu lassen oder den Eintrag noch aufzuschieben. Auf einen Geschlechtseintrag wird auf staatlicher Seite demnach nicht grundsätzlich verzichtet.

In den kirchlichen Taufbüchern wird kein eigener Geschlechtseintrag vermerkt, da stets davon ausgegangen wird, dass sich dies aus dem Vornamen eindeutig ablesen lässt. Dies ist allerdings keine Garantie, da gerade im Fall von Intersexualität sich eine möglichst offene beziehungsweise neutrale Namensgebung anbietet, zum Beispiel durch die Namen Jo, Kim, Sam oder Phil. Der Taufname ist nachher nicht mehr veränderbar. Es liegen vonseiten des Lehramts nur Äußerungen zur Transsexualität vor. Nach Aussagen der Glaubenskongregation aus den Jahren 1991 und 2002 wird in Bezug auf die Ehe- und Weihefähigkeit Transsexueller am biologischen Geschlecht festgehalten und die Geschlechtsumwandlung nur dem Phänotypischen zugewiesen. Der Taufeintrag wird nach einer Geschlechtsumwandlung nicht geändert, sondern nur in einer Randnotiz vermerkt, wenn diese im staatlichen Bereich anerkannt ist. Intersexuelle Menschen können viele aufgrund ihrer Taufe erworbenen Grundrechte und Grundpflichten der kirchlichen Rechtsordnung wahrnehmen (cc. 208-218; 220-223; cc. 224-229; 230 § 2 und 3 bis 231). Das Recht auf freie Wahl des Lebensstandes nach c. 219 ist im Hinblick auf Ehe und Weihe nicht ausübbar und dadurch eingeschränkt. Zur Intersexualität gibt es bislang keine Äußerung des kirchlichen Lehramts und auch das kirchliche Recht handelt nicht direkt davon, was sich in Zukunft ändern könnte, da die Praxis in der kirchlichen Verwaltung durchaus damit beschäftigt ist. In Fällen, in denen ein geschlechtsneutraler Name gegeben wurde, ist demnach die bisherige binäre Zuordnung nicht mehr eindeutig.

Thomas Meckel, Professor für Kirchenrecht, Hochschule Sankt Georgen



Der Islam in Andalusien

GONZALO VILLAGRÁN SJ
Rektor der Facultad de Teología de Granada

Im Jahr 1992 begann die Facultad de Teología de Granada damit, sich auf die Arbeit im interreligiösen Dialog zu spezialisieren. Es war der mittlerweile verstorbene Professor José Sánchez Nogales, der hierfür in Zusammenarbeit mit den Bischöfen Nordafrikas ein kleines Zentrum begründete. Die Arbeit des Zentrums reichte von Kongressen bis hin zu Veröffentlichungen über den interreligiösen Dialog. Die Frucht dieser intensiven Arbeit war die Gründung des Lehrstuhls CANDIR im Jahr 2009, der alle Aktivitäten des interreligiösen Dialogs – konkret des christlich-islamischen – in der Fakultät konzentrierte. Gegenwärtig hat der Lehrstuhl hauptsächlich zwei Forschungsgebiete. Einerseits gibt es ein Projekt, in dem sich eine Forschergruppe mit religiösem Pluralismus und dem Dialog mit dem Islam beschäftigt. Das Projekt fügt sich in internationale Netzwerke wie Pluriel (Plateforme Universitaire de Recherche sur L'Islam en Europe et au Liban) oder das HEST-Programm (Higher Education for Social Transformation) der europäischen Jesuiten ein. Andererseits geht es um ein Projekt des Wissensaustauschs, das Fortbildungen für Lehrer und Leitungen von katholischen Bildungseinrichtungen ermöglicht, um bei der Inklusion von muslimischen Schüler*innen zu helfen.

Andalusien ist eine autonome Provinz Spaniens im Süden der iberischen Halbinsel mit 8,4 Millionen Einwohnern und einer Fläche von 87270 Quadratkilometern. Dies entspricht in Größe und Bevölkerung einem Land wie Österreich. Auch wenn das muslimische al-Andalus nicht genau mit der gegenwärtigen Region Andalusien übereinstimmt, denn al-Andalus begann praktisch das Gesamt der iberischen Halbinsel einzunehmen, umfasst das heutige Andalusien die Zonen, welche die längste Zeit muslimisch blieben. Dazu gehören das alte Reich von Granada, das 1492 erobert wurde, und die einflussreichsten Städte von al-Andalus, also etwa Sevilla, Córdoba und Granada. Generell kann man festhalten, dass die heutige andalusische Identität durch die kastilischen Kolonen[1] und die restlichen Reiche der Halbinsel bestimmt wird – auch wenn dieser Punkt diskutiert wird. Diese entwickelten eine eigene Kultur im Dialog mit den muslimischen Bevölkerungen, die auf dem Territorium verblieben sind, und vor allem mit dem kulturellen muslimischen Erbe.

Fotos: Sigurd Schaper

Um sich dem heutigen Islam in Andalusien anzunähern, der auf seine Art dem Islam im Rest Spaniens sehr ähnlich ist, muss man wissen, wie man die historische Präsenz und ihr Erbe mit der gegenwärtigen Realität des Islam gemeinsam zum Ausdruck bringen kann. Diese Beziehung zwischen Geschichte und Gegenwart ist kompliziert, da die Geschichte gewichtig ist und dazu neigt, die Interpretation des Gegenwärtigen zu beeinflussen, indem sie Kontinuitäten in erzwungenen Anlässen sucht. Man sollte die beiden Etappen der muslimischen Präsenz, die historische und die gegenwärtige, als unterschiedliche und unverbundene wahrnehmen, auch wenn die Geschichte durchaus mit den Ausschlag gibt dafür, wie manch einer die Gegenwart interpretiert. So sind die gegenwärtigen muslimischen Gemeinschaften in Andalusien ein Produkt der ökonomischen Migration aus dem Norden Afrikas und dem subsaharischen Afrika, die in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts begann. Sie umfassen eine Bevölkerung, die eigentlich überhaupt keine Beziehung zum historischen al-Andalus hat. Dennoch interpretieren auch sie, wie die Aufnahmegesellschaft selbst, die Gegenwart dieser muslimischen Gemeinschaften vom hermeneutischen Rahmen des muslimischen al-Andalus und der christlichen Reconquista her.

Um die gegenwärtige Realität der muslimischen Präsenz in Andalusien zu betrachten, sollte man statistische Daten zu Rate ziehen. So gibt es nach der bekannten demografischen Studie des Observatorio Andalusí[2] zur muslimischen Bevölkerung in Spanien vom 21. Dezember 2017 in Spanien momentan um die 1,95 Millionen Muslime, was 4,17 Prozent

der Gesamtbevölkerung ausmacht. Von ihnen leben 314980 in Andalusien, was dort 3,74 Prozent der Gesamtbevölkerung sind. Die Daten dieser Beobachtungsstelle neigen dazu, die muslimische Präsenz aufzubauschen. Andere Statistiken, zum Beispiel die des Pew Research Center, verorten diese Präsenz realistischer, bei einem Anteil von circa zwei Prozent an der Bevölkerung. Obwohl die muslimische Präsenz in Andalusien unter den autonomen Provinzen Spaniens in absoluten Zahlen die zweitgrößte ist – sie folgt direkt auf Katalonien – kann man erkennen, dass der relative Anteil an der Bevölkerung niedriger ist als in anderen Provinzen. So gibt es zum Beispiel in Katalonien, der größten Gemeinschaft hinsichtlich der absoluten Zahl der muslimischen Bevölkerung, 522113 Muslime, was 6,96 Prozent der Bevölkerung entspricht.

Der nationale Ursprung der Mitglieder der muslimischen Gemeinden in Spanien ist nach den Daten des Observatorio Andalusí der folgende: Spanien 44,88 Prozent, Marokko 41,68 Prozent, Senegal 3,49 Prozent, Nigeria 1,8 Prozent, Mali 1,6 Prozent, Algerien 1,47 Prozent und andere 5,08 Prozent. Aus diesen Daten können wir zuallererst schließen, dass die größte Anzahl der Muslime entweder gut angepasst ist oder aus der zweiten oder dritten Generation stammt und deshalb die spanische Nationalität hat. Zweitens sieht man, dass der Islam in Andalusien einen sehr marokkanischen Charakter hat, da die marokkanische Gruppe mit Abstand die größte ist. Sicher sticht sie auch im familiären Ursprung derjenigen heraus, welche die Nationalität erlangt haben. Der subsaharische Islam mit seinen sehr speziellen Charakteristika, ist vorhanden, allerdings in zu kleinen Zahlen um den Stil der muslimischen Gemeinschaft zu prägen.

Die Charakteristika des marokkanischen Islam – er gehört zur malikitischen Rechtsschule, hat starke Bande zur nationalen Identität und ist außerdem gerahmt von der Rolle des Königs von Marokko als Oberhaupt der Gläubigen – bestimmen zu einem großen Teil den Stil der muslimischen Präsenz in Andalusien. Das ist logisch, wenn man die geografische Nachbarschaft zwischen Spanien – und mehr noch zwischen Andalusien – und Marokko bedenkt, ebenso verhält es sich mit den starken historischen Banden.

In Spanien organisieren sich die muslimischen Gemeinschaften hauptsächlich in zwei Vereinigungen, beide unterhalten eine Repräsentation vor der staatlichen Regierung: Die Federación Española de Entidades Religiosas Islámicas[3] (FEERI) und die Unión de Comunidades Islámicas de España[4] (UCIDE). Die Ursprünge der Mitglieder sind in den beiden Vereinigungen unterschiedlich: Die Führungsebene der FEERI setzt sich hauptsächlich aus spanischen Konvertiten zusammen, die der UCIDE aus Muslimen, die ursprünglich aus dem Mittleren Orient stammen. Ebenso verhält es sich mit den Einflüssen auf die Mitglieder.

In Andalusien ist die Unión de Comunidades Islámicas de Andalucía[6] (UCIDAN), ein unabhängiger Zweig der UCIDE, die am deutlichsten gegenwärtige Vereinigung. Sie vereint bestehende Gemeinschaften, die wiederum zu einem guten Teil aus Personen bestehen, die aus Marokko kamen und sich in Spanien eingelebt haben, sowie ihre Nachkommen. Generell ist die Position der UCIDE im Blick auf den Dialog und Austausch mit anderen sozialen und religiösen Instanzen offen, besonders wenn es darum geht, über soziale Probleme oder die soziale Präsenz der Religionen ins Gespräch zu kommen. Allerdings wird hier noch nicht daran gedacht, einen interreligiösen Dialog explizit aus religiöser Motivation und über theologische Fundamente des Glaubens zu führen.

Zusammengefasst ist das konkrete Beispiel Andalusiens ein wichtiger Anlass für das Studium der muslimischen Präsenz in Spanien. Einerseits hat es eine große Bedeutung für die muslimische Bevölkerung der autonomen Provinz. Diese Bedeutung wird noch einmal durch die große historische Last verstärkt, die diese neue muslimische Präsenz in der Region, zu tragen hat. Andererseits handelt es sich bei der muslimischen Präsenz um eine noch junge Erscheinung in dem Sinne, dass sie ganz am Anfang steht und sich noch nicht genug in der Gesellschaft niedergelassen hat. Sie hat auch noch nicht die Bande zu ihren Ursprüngen aufgelöst. Die Arbeit, die sie bei ihrer Integration in die andalusische Gesellschaft leisten kann, kann sehr fruchtbar sein, wenn man sich in einem in einem Stadium des Anfangs befindet. Dies gilt auch für die Leistung, der Gesamtheit der Gesellschaft zu zeigen, wie man aus einer religiösen Pluralität heraus zusammenleben kann. Dieser anfängliche Moment zeichnet die Realität der jetzigen muslimischen Präsenz aus.

1 Kastilische Sonderform der Erbpacht.

2 A.d.Ü.: Laut eigener Auskunft eine Institution zur Beobachtung und Nachverfolgung der Situation der muslimischen Bevölkerung und der Islamophobie in Spanien.

3 A.d.Ü.: Die spanische Vereinigung der islamischen religiösen Körperschaften.

4 A.d.Ü.: Die Union der islamischen Gemeinden Spaniens.

5 A.d.Ü.: Die Union der islamischen Gemeinden Andalusiens.

Die Amazonassynode

Starke Impulse im Hinblick auf neue Wege für die Kirche und für eine ganzheitliche Ökologie

BIRGIT WEILER MMS
Professorin an der Jesuiten-Universität José Luis Montoyat
Lima/ Peru

Eine synodale Kirche werden

Worin liegt die Bedeutung der „Sonderversammlung der Bischofssynode für das Amazonasgebiet", kurz „Amazonassynode" genannt, die vom 6. bis zum 27. Oktober diesen Jahres in Rom stattfinden wird? Im Folgenden sollen einige zentrale Aspekte aus ekklesiologischer Perspektive genannt werden. Papst Franziskus setzte bereits bei der Einberufung dieser Synode während seines Besuches in Puerto Maldonado (Amazonasgebiet Perus) im Januar 2017 einen deutlichen Akzent, indem er als Wunsch im Hinblick auf die Synode formulierte, dass es von Anfang an einen intensiven partizipativen Prozess in der Vorbereitung auf die Synode unter hoher Beteiligung von Repräsentanten/innen der urspünglichen Völker (pueblos originarios) Amazoniens geben möge. Unter dem Leitthema der Synode, „neue Wege für die Kirche und für eine ganzheitliche Ökologie", hat bereits ein Beratungsprozess auf breiter Ebene stattgefunden.

Denn das Kirchliche Panamazonische Netzwerk (REPAM) hat in enger Kooperation mit dem Generalsekretariat der Bischofssynode 45 so genannte terrioriale Treffen organisiert, an denen viele engagierte Priester, Ordensleute und Laien, Männer und Frauen, teilgenommen haben. Zu den Treffen wurden als wichtige Gesprächspartner auch Mitglieder ursprünglicher Völker eingeladen, die sich nicht als Christen verstehen, sondern in den traditionellen indigenen Religionen und Spiritualitäten beheimatet sind, um miteinander über das Vorbereitungsdokument zu reflektieren sowie Kommentare und Vorschläge einzubringen. Die vielfältigen Beiträge, die vom REPAM gesammelt wurden, bilden, zusammen mit den Erträgen aus den 15 thematischen Foren in Vorbereitung auf die Synode, größtenteils die Grundlage für das Arbeitsdokument (Instrumentum laboris), das den Teilnehmern der Synode vorliegen wird. Historisch betrachtet ist es ein Novum, dass die Stimmen von Repräsentant/innen so vieler ursprünglicher Völker Amazoniens in einem kirchlichen Beratungsprozess in prominenter Weise präsent sind. Papst Franziskus hat ausdrücklich gewünscht, dass Vertreter/innen dieser Völker auch in bestimmten Momenten im Synodensaal anwesend sein und zu den Bischöfen sprechen werden. Der Papst hofft sehr, dass die Amazonassynode wesentlich dazu beitragen wird, eine kirchliche Reform, die ihm ein großes Anliegen ist, nämlich die Wandlung hin zu einer synodalen Kirche, zumindest ansatzweise zu verwirklichen.

Positionierung der Kirche

Auf den territorialen Treffen und Foren, an denen auch Experten zu Klimawandel und Biodiversität im Amazonasgebiet teilnahmen, wurde die zunehmende ökologische Zerstörung Amazoniens und die Frage nach der Zukunft dieser Region, die aufgrund ihrer klimaregulierenden Funktion als größte „grüne Lunge" der Erde für die gesamte Menschheit von großer Bedeutung ist, stark thematisiert. Zugleich wurde betont, dass es in der Region einen großen kulturellen und spirituellen Reichtum gibt, der, wie Papst Franziskus während seiner apostolischen Reise ins Amazonasgebiet Perus betonte, „eine kulturelle Reserve [ist], die vor allen neuen Kolonialismen geschützt und bewahrt werden muss." Dazu kann die Kirche als „global player" viel beitragen. Das gilt insbesonders auch im Hinblick auf die Solidarität mit den Menschen Amazoniens, die wegen der immensen Ausbeutung dieses Gebietes und der Missachtung der Rechte autochthoner Völker mutig ihre Stimme erheben und daher Opfer von Menschenrechstverletzungen werden.

Die rücksichtslose Ausbeutung der Natur in Amazonien gründet im dort vorherrschenden Wirtschafts- und Entwicklungsmodell. Nach Auffassung von Kardinal Claudio Hummes, Präsident von REPAM, ist dieses Entwicklungsmodell, das „die Regierungen und großen staatlichen sowie privaten Unternehmen im Amazonasgebiet anwenden, zutiefst schädlich für die Umwelt und für die ursprünglichen Völker der Region." Hummes ist überzeugt, dass die Kirche hier aufgrund ihrer Mission aus dem Evangelium heraus mutig Position für ein anderes Verständnis von Entwicklung zu beziehen und sich an die Seite der indigenen Völker zu stellen hat, die durch die Folgen eines verzerrten Entwicklungsverständnisses „in ihrer physischen, kulturellen und spirituellen Existenz" (Schlussdokument von Aparecida, 90) bedroht sind. Wirksame Veränderungen können nur in einer gemeinsamen Anstrengung und Solidarität der Kirche auf globaler Ebene erreicht werden. Dafür ist die Amazonassynode in Rom ein wichtiges Moment. Denn es soll keine Synode „für" Amazonien sein, sondern eine Synode vom Amazonasgebiet her für die Weltkirche.

Foto: © Richard Carey, Fotolia.com

Eine Kirche mit dem Antlitz Amazoniens werden

Während seiner Begegnung mit den einheimischen Völkern und anderen Bevölkerungsgruppen im Amazonasgebiet Perus hat Papst Franziskus auf die Notwendigkeit hingewiesen, „dass die ursprünglichen Völker [Lateinamerikas] kulturell die Ortskirchen im Amazonasgebiet formen". Dazu muss die Kirche in Amazonien „ihre Präsenz erneuern und sich auf den Weg machen in die Randgebiete, an die Orte der größten Not", so Kardinal Hummes. Angesichts eines deutlichen Rückgangs von Katholiken/innen, insbesondere unter den autochthonen Völkern braucht es dringend „neue Wege" einer ganzheitlichen Verkündigung des Evangeliums und eine tiefere Inkulturation von Glaube und Kirche, die sich in interkulturellen Beziehungen vollzieht.

Angesichts der Realität, dass aufgrund von Priestermangel und einer stetig abnehmenden Zahl von Ordensleuten, insbesondere Ordensfrauen, im Amazonasgebiet viele christliche Gemeinden kaum mehr eine kontinuierliche pastorale Begleitung erfahren und viele Gläubige zu anderen christlichen Kirchen, insbesondere Pfingstkirchen, abwandern, stellt sich die Frage nach neuen Wegen in Bezug auf die Dienstämter. Im Vorbereitungsdokument wird dazu gesagt, dass „dringend die für heute notwendigen Dienstämter evaluiert und neu durchdacht werden [müssen], damit sie den Aufgaben einer Kirche mit dem Gesicht Amazoniens und einer Kirche mit indigenem Antlitz entsprechen" (Nr. 81). In Anerkennung der „zentralen Rolle, welche die Frauen in der Kirche Amazoniens ausüben" wird zudem festgestellt, dass notwendigerweise Klarheit geschaffen werden muss „über die Art offizieller Dienstämter, die den Frauen übertragen werden können" (Nr. 81).

Es besteht eine große Erwartung an die Amazonassynode, dass sie im Vertrauen auf Gottes Geist den nötigen Wagemut für neue Wege aufzubringen vermöge. Papst Franziskus hat die Synodenteilnehmer sehr dazu ermutigt.

Himmelschreiende Sünden

Worte zur Zeit

HEINRICH WATZKA SJ
Oberer der Jesuitenkommunität Sankt Georgen,
Professor für Logik und Metaphysik

In seinem neuesten Roman *Verwirrnis* erzählt der ostdeutsche Schriftsteller Christoph Hein die Geschichte zweier Männer, die sich als Jugendliche ineinander verlieben. Es sind die 1950er Jahre, sie leben im katholischen Eichsfeld, und für die Menschen ihrer Umgebung ist ihre Liebe eine Sünde. Käme ihre Beziehung ans Licht, würden sie alles verlieren. In der DDR wie in der jungen Bundesrepublik sind sexuelle Handlungen zwischen Personen männlichen Geschlechts strafbar. Es darf also keiner erfahren, dass sie mehr sind als beste Freunde. Der Protagonist unseres Romans, Friedeward Ringeling, geht während seiner Leipziger Studienzeit eine Scheinehe mit einer Mitstudentin ein, die ihrerseits in einer festen Beziehung mit einer jungen Dozentin lebt. Friedeward macht eine steile Hochschulkarriere und darf als renommierter Germanist zu Tagungen in den Westen reisen. Der unvermeidliche Kontakt mit der Staatssicherheit führt zu einem Akteneintrag, der ihm nach der Wende zum Verhängnis wird. Ihm droht die Entlassung aus dem Hochschuldienst. Es wäre Friedeward ein Leichtes gewesen, den Sachverhalt aufzuklären. Zu diesem Zweck hätte er aussagen müssen, dass ihn die Staatssicherheit mit seiner Homosexualität erpresste. Er zog es vor, zu schweigen und sich das Leben zu nehmen. Er hatte seine katholische Erziehung zu tief verinnerlicht, um ertragen zu können, dass jemand von seiner Neigung erführe.

Friedeward hatte zeitlebens nicht vergessen, was ihm der prügelnde Vater unter wütendem Geschrei einbläute, als dieser einmal Verdacht schöpfte. Die Sünde der Sodomiter sei ein „Verbrechen“, eine „himmelschreiende Sünde“, eine „Sünde gegen Gott, gegen die Natur, gegen jede Moral“, und sie sei „nie und nimmer hinzunehmen“. Damit spielt der Roman auf die dreifache Unterscheidung von lässlichen Sünden, Todsünden und „himmelschreienden Sünden“ an, an der auch der Katechismus von 1993 noch festhält. Unter die himmelschreienden Sünden rechnet der Katechismus das Blut Abels, die laute Klage des in Ägypten unterdrückten Volkes, die Klage der Fremden, Witwen und Waisen, der den Arbeitern vorenthaltene Lohn, und eben die „Sünde der Sodomiten“ (Nr. 1867), die als Verletzung des Gastrechts, als versuchte Vergewaltigung, aber auch als sexueller Verkehr unter Männern gedeutet werden kann. Die Kirche verurteilt heute nicht mehr Menschen mit homosexueller Orientierung, bewertet diese aber immer noch negativ, da sie eine Tendenz zu „moralisch schlechten“ Handlungen mit sich bringe und daher als „objektive Unordnung“, die von der Norm der naturgegebenen Dinge abweicht, betrachtet werden müsse. (Schreiben der Glaubenskongregation an die Bischöfe der Katholischen Kirche über die Seelsorge für homosexuelle Personen aus dem Jahr 1986)

Skulptur: Elke Teuber-S.

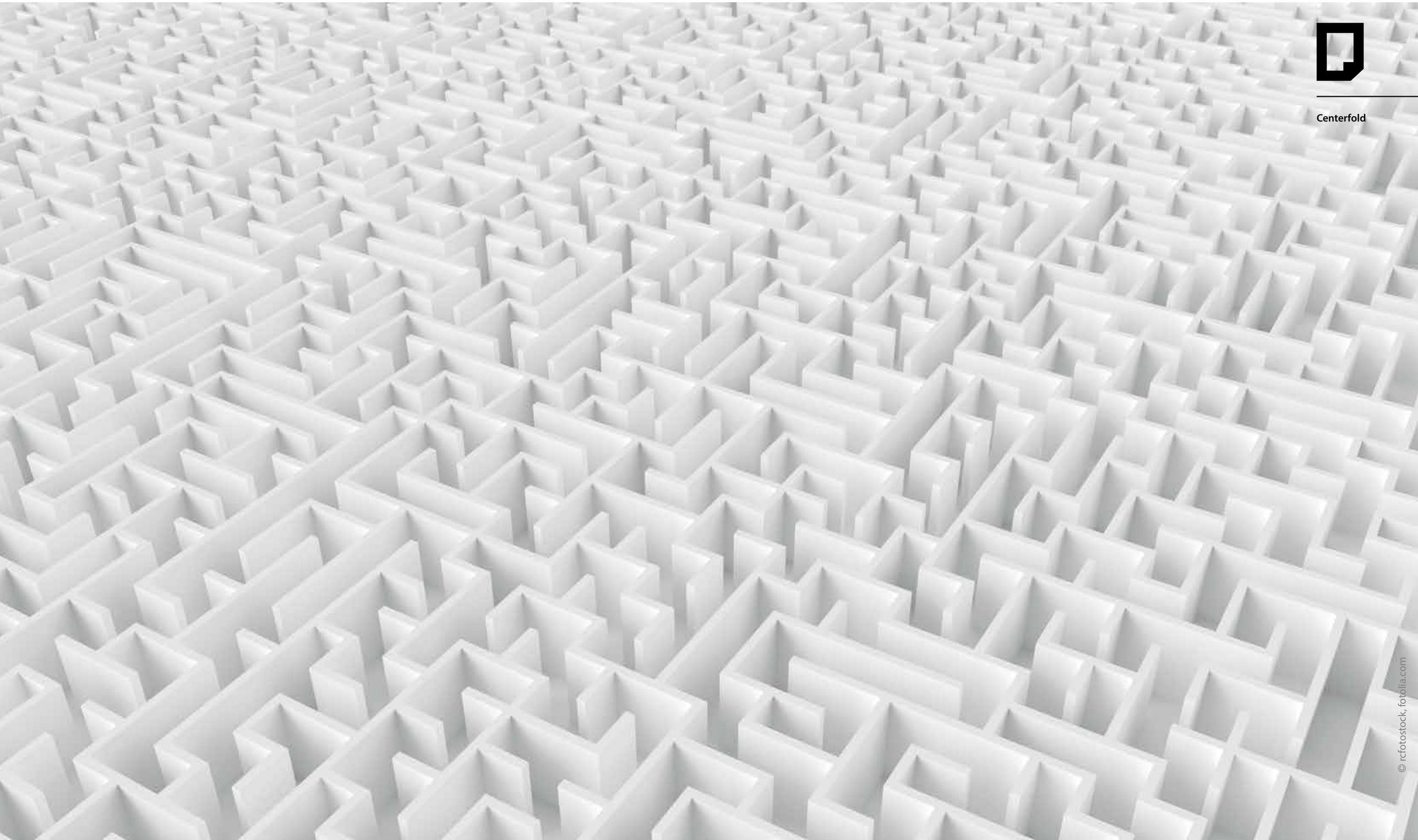
Um diese Bewertung zu untermauern, wird immer wieder Paulus zitiert: „Darum lieferte Gott sie ihren entehrenden Leidenschaften aus: Frauen vertauschten den natürlichen Verkehr mit dem widernatürlichen, ebenso gaben auch die Männer den natürlichen Verkehr mit der Frau auf und entbrannten in Begierde zueinander.“ (Römerbrief 1,26f.) Praktizierte Homosexualität gilt Paulus als Ausdruck einer tiefer liegenden Grundstörung im Gottesverhältnis, die sich in naturwidrigem Verhalten äußert. Doch was ist naturgemäß, was naturwidrig? Einer der Hauptanklagepunkte im Ketzerprozess gegen Jeanne d’Arc lautete, dass sie in der Schlacht Männerkleider trug und damit die natürliche Geschlechterordnung umstieß. Bis ins 19. Jahrhundert wurde die Sklaverei nicht als naturwidrig angesehen, auch nicht von Katholiken. Ein so kluger Kopf wie der deutsche Physiker Max Planck hielt es noch um 1900 für verfehlt, Frauen zum Hochschulstudium zuzulassen. Schließlich seien „Amazonen auch auf geistigem Gebiet naturwidrig“, und man könne „nicht stark genug betonen, dass die Natur selbst der Frau ihren Beruf als Mutter und als Hausfrau vorgeschrieben habe und dass Naturgesetze unter keinen Umständen ohne schweren Schädigungen, welche sich im vorliegenden Falle besonders an dem nachwachsenden Geschlecht zeigen würden, ignoriert werden können“. (Die Akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe, herausgegeben von Arthur Kirchhoff, Berlin 1897, 257f)

Bevor Josef Ratzinger Papst wurde, erregte er mit einer bemerkenswert pessimistischen Einschätzung der Möglichkeit naturrechtlicher Begründung Aufsehen. Als Instrument der Normenfindung sei das Naturrecht „leider stumpf geworden“. Von den verschiedenen Dimensionen des Naturbegriffs, die dem ehemaligen Naturrecht zugrunde lagen, sei nur diejenige geblieben, „die Ulpian in den bekannten Satz fasste: ‚ius naturae est, quod natura omnia animalia docet‘“ [Natürliches Recht ist das, was die Natur alle natürlichen Wesen lehrt]. Aber gerade das reiche für unsere Fragen nicht aus, „in denen es eben nicht um das geht, was alle ‚animalia‘ betrifft, sondern um spezifisch menschliche Aufgaben, die die Vernunft des Menschen geschaffen hat und die ohne Vernunft nicht beantwortet werden können.“ (Jürgen Habermas und Josef Ratzinger, Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion, 50f)

Der spätere Papst Benedikt nimmt das katholische Naturrecht von der 2004 artikulierten Skepsis aus. In seiner Rede vor dem deutschen Bundestag bezeichnete er das „Zueinander von Vernunft und Natur als eine für alle gültige Rechtsquelle“. Eberhard Schockenhoff hat in seinem Referat vor den deutschen Bischöfen am 13. März dieses Jahres klargestellt, wie problematisch die vom Lehramt immer noch favorisierte Schlussfigur „unerlaubt, weil naturwidrig“ ist. Niemand in der Kirche bestreite, so Schockenhoff, dass die monogame und mit dem festen Willen zur lebenslangen Treue geschlossene Ehe zwischen einem Mann und einer Frau den „besten biographischen und institutionellen Rahmen darstellt, innerhalb dessen menschliche Sexualität ihren optimalen Entfaltungsraum finden kann“ (Schockenhoff). Das Lehramt sollte aber endlich zur Kenntnis nehmen, dass es Menschen gibt, denen dieser Entfaltungsraum zeitweilig oder dauerhaft verschlossen bleibt. Der immer wieder vorgebrachte Rat, doch enthaltsam zu leben, ist für viele eine Überforderung. Im Übrigen geht meine Vermutung dahin, dass das ausnahmslose Verbot jeder sexuellen Betätigung, die nicht auf die Weitergabe des Lebens innerhalb der Ehe gerichtet ist, weniger im Hören auf die Natur als vor dem Hintergrund der augustinischen Erbsündenlehre begründbar ist.

[...] Heute, mit 42 Jahren, lebe ich immer noch (zäh, wie eine Katze, sagt mein Vater immer) und hatte bisher keine besonderen gesundheitlichen Probleme, wobei man das eigene Erleben nur bedingt mit anderen vergleichen kann. [...] Ich werde jedoch mein Leben lang unter den Folgen dieser menschenverachtenden Behandlung leiden. Ich bin weder Mann, noch Frau, aber vor allem bin ich auch kein Zwitter mehr. Ich bleibe Flickwerk, geschaffen von Medizinern, verletzt, vernarbt. Ich muss mich neu erfinden, wenn ich weiter leben will.
Heute habe ich dank Jahre langer Psychoanalyse meinen inneren Frieden gefunden, kann wieder Nähe und Liebe zulassen. Und dennoch ist es schwierig. Ich fühle mich wie jemand, der nach vierzig Jahren aus dem Koma erwacht ist, seine Hände betrachtet und realisiert, wie die Zeit vergangen ist und wie wenig er vom Leben hatte. [...] Meine Identität, meine Würde wurden mir genommen. Nun mache ich mich auf, um sie mir wieder zurück zu erobern!

„Aus dem Leben Betroffener", aus: Stellungnahme „Intersexualität", Deutscher Ethikrat



© rcfotostock, fotolia.com

Tage der geistlichen Begegnung zwischen Christen und Muslimen – Kooperationsprojekt wurde vorgestellt

Im Rahmen der bundesweiten Fachtagung „Perspektiven eines aufgeklärten Multikulturalismus“ vom 19. bis 20. November 2018 wurde das Projekt „Tage der geistlichen Begegnung zwischen Christen und Muslimen 2018: Einblicke in das muslimische und christliche Gottesverständnis“ unter der Federführung von Tobias Specker SJ (Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen) und Tuncay Dinckal (Forum Dialog e.V.) vorgestellt.
Das Begegnungswochenende von Studierenden christlichen und muslimischen Glaubens fand vom 13.-16. September 2018 im Kloster Münsterschwarzach statt. Die Frage nach den Gottesvorstellungen im Christentum und im Islam wurde dabei mit einer gelebten Gebetspraxis in Zusammenhang gebracht, um so persönlichen Austausch und theologischen Erkenntnisgewinn gleichermaßen zu ermöglichen. So standen neben Impulsreferaten und Begegnungen mit christlichen und muslimischen Geistlichen auch immer wieder der der gemeinsame interreligiöse Austausch im Vordergrund, um Denkmuster und Glaubensleben der jeweiligen Traditionen kennenzulernen. Dabei erwies sich die persönliche Begegnung in einem respektvollen Raum und Miteinander als Schlüssel für eine positive Zusammen- und Weiterarbeit auf persönlicher und inhaltlicher Ebene.
Das Projekt und dessen Auswertung im Rahmen der Fachtagung wurden getragen vom bundesweiten interreligiösen Dialogprojekt „Weißt du, wer ich bin?“.

Ernennung von P. Knorn SJ und P. Steiner SJ zum Dozenten

Der Generalobere der Gesellschaft Jesu, P. Arturo Sosa SJ, hat in seiner Eigenschaft als Großkanzler der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen mit Schreiben vom 20. März 2019 P. Bernhard Knorn SJ zum Dozenten für Dogmatik und mit Schreiben vom 23. November 2018 P. Niccolo Steiner SJ zum Dozenten für Kirchengeschichte ernannt. Als Dozent hat P. Knorn in der Nachfolge von P. Schneider die Vertretung des Lehrstuhls für Dogmatik übernommen. P. Steiner hat am 1. Oktober 2018 seine Lehrtätigkeit an unserer Hochschule aufgenommen.

Stadt der Gnade – Stadt des Rechts – Exkursionsseminar nach Rom

„Stadt der Gnade – Stadt des Rechts“ – unter diesem Titel reisten 22 Studierende der Hochschule Sankt Georgen im Rahmen eines Exkursionsseminars nach Rom. Die Reise fand vom 18. bis 24. März in Verantwortung von Prof. Dr. Thomas Meckel (Lehrstuhl für Kirchenrecht, Religionsrecht und kirchliche Rechtsgeschichte) und Dr. Andreas Bieringer (Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft) statt.
Das Exkursionsseminar hatte sowohl einen liturgiewissenschaftlichen als auch einen kirchenrechtlichen Schwerpunkt. Der liturgiewissenschaftliche Fokus lag auf der Entwicklung der römischen Liturgie in der Spätantike, insbesondere auf der römischen Stationsliturgie. Neue Erkenntnisse bekamen die Studierenden auch von der Vielzahl der Mosaike, die sich in den Apsiden der römischen Kirchen befinden und die ihnen neben der Entwicklung der römischen Liturgie von der Spätantike bis zum Barock von Prof. Dr. Stefan Heid bei Führungen durch die Lateranbasilika, die päpstliche Privatkapelle Sancta Sanctorum im ehemaligen Apostolischen Palast am Lateran, die Kirchen San Clemente, San Quattro Coronati, Santa Pudenziana, Santa Prassede und Santa Maria Maggiore erläutert wurden. Besonders unter einem kunsthistorischen Gesichtspunkt wurde die Exkursionsgruppe von Frau Dr. Brigitte Kuhn-Forte zudem durch die Kirchen Il Gesù, San Ignazio, Santa Maria Sopra Minerva, San Luigi dei Francesci und das Pantheon geführt. Die Studierenden erhielten beeindruckende Einsichten in die Bau- und Kunstgeschichte der ausgewählten römischen Kirchen.
Im kirchenrechtlich geprägten Teil des Seminars besuchten die Studierenden sowohl alle drei Gerichtshöfe der Römischen Kurie als auch einige Kongregationen beziehungsweise Räte der Römischen Kurie sowie das Staatssekretariat. Die Studierenden erhielten spannende und interessante Einblicke in die Römische Kurie. In der Apostolischen Signatur, dem höchsten Gericht der katholischen Kirche, bekamen die TeilnehmerInnen Einsicht in die Rolle der Signatur in der Verwaltungsgerichtsbarkeit der katholischen Kirche sowie Informationen über ihre Aufgaben als Kassationshof und in der Rechtspflege. Außerdem besuchte die Exkursionsgruppe die Römische Rota als höchsten Zivil- und Strafgerichtshof der Kirche, der sich in der Praxis zumeist mit Fällen von Ehenichtigkeitserklärungen befasst. Besonders interessant war der Besuch der Apostolischen Pönitentiarie, welche ein sehr kleines Dikasterium mit nur fünf Klerikern und vier Laien als Mitarbeitern ist. Die Pönitentiarie ist als „Gnadenhof“ der katholischen Kirche im forum internum für die Gewährung von Gnadenerweisen, das Ablasswesen und beispielweise den Nachlass von dem Apostolischen Stuhl vorbehaltenen Strafen zuständig.
Zudem besuchte die Exkursionsgruppe den Rat für die Interpretation der Gesetzestexte. Der Untersekretär des Rates, Prof. P. Markus Graulich, führte die Studierenden in die Arbeit seines Rates ein, wobei insbesondere die unerlässliche Funktion des PCLT als Beratungsinstanz in Gesetzgebungsfragen deutlich wurde. In der Gottesdienstkongregation wurde die untrennbare Verbindung von Kirchenrecht und Liturgie deutlich, da ein entscheidendes Thema die rechtlichen Regelungen, aber auch die praktische Umsetzung der Übersetzung von liturgischen Texten beziehungsweise Büchern war. Die Schwerpunkte beim Besuch der Glaubenskongregation waren neben dem Umgang mit Fällen sexuellen Missbrauchs, die der Glaubenskongregation vorbehalten sind, auch die Verfahren einer Eheauflösung gemäß dem Privilegium Petrinum. Vor allem die Bischofskongregation interessierte die ExkursionsteilnehmerInnen sehr. Hier erfuhren sie, dass die Kongregation, im Einklang mit geltenden Vereinbarungen der betroffenen Staaten, neue Diözesen, kirchliche Provinzen und Regionen errichten, teilen oder auflösen können. Zudem erhielten die Studierenden viele Informationen über das Verfahren der Bischofsernennung und konkrete Einblicke in die Suche nach geeigneten Kandidaten für das Bischofsamt. Hervorzuheben ist der Besuch der Exkursionsgruppe im Einheitsrat, in dem die Gruppe von Präsident Kurt Kardinal Koch persönlich empfangen und in die Arbeit des Rates eingeführt wurde. Der Einheitsrat ist in zwei Sektionen gegliedert. Die östliche Sektion ist für den Dialog mit den Orthodoxen Kirchen und den altorientalischen Kirchen zuständig, während die westliche Sektion sich um den Dialog mit den protestantischen Kirchen und den Anglikanern kümmert. Es wurde offensichtlich, dass es Aufgabe jedes Gläubigen ist, die Ökumene voranzubringen. In der Bildungskongregation erfuhren die Studierenden, dass diese in zwei Sektionen organisiert ist, welche sich einerseits mit den kirchlichen Schulen und andererseits mit den kirchlichen Hochschulen und Fakultäten befassen. Der Vortrag des Untersekretärs P. Dr. Friedrich Bechina beleuchtete insbesondere die Rolle der Kongregation bei der Bekämpfung von Bildungsnotständen und das damit zusammenhängende Netzwerk der Kongregation. Besonders beeindruckend war der Besuch im Staatssekretariat der Römischen Kurie im Apostolischen Palast. Die Studierenden erhielten Auskünfte über die zentrale Rolle des Staatssekretariats als Vermittlungsinstanz zu den Gesandtschaften in anderen Ländern, aber auch als unerlässliches Hilfsorgan des Papstes etwa bei der Übersetzung von Reden oder der Übersetzung von Dokumenten jeglicher Art.
In allen Gerichtshöfen und Kongregation beziehungsweise Räten gab es ausreichend Raum für Rückfragen, den die Studierenden stets engagiert nutzten, sodass sich im Anschluss an die Vorträge der Referenten lebhafte und gewinnbringende Gespräche und Diskussionen entwickelten.
Neben dem Seminarprogramm feierten die Studierenden auch einige Gottesdienste zusammen. Hervorzuheben sind die Messe zu Ehren des Hl. Josef in Santa Maria dell‘ Anima und die Einladung des Rektors der Anima zum Abendessen und die gemeinsame Messfeier im Petersdom am Petrusgrab sowie eine Messfeier mit Kardinal Koch im Campo Santo Teutonico. Den Abschluss der Fahrt bildete am Sonntag der Besuch der Messe in Santa Maria dell‘ Anima und die Möglichkeit, im Anschluss das Angelusgebet des Papstes mitzubeten.
Für alle TeilnehmerInnen war es eine inspirierende und erfahrungsreiche Woche mit vielen Bereicherungen. Es gab viele Möglichkeiten zum gemeinsamen Austausch und neue Erkenntnisse. Die Faszination über zahlreiche Einblicke in die Arbeit der Römischen Kurie und gewaltige Kirchenräume war bei allen TeilnehmerInnen zu erkennen. Für die Studierenden war es eine schöne Abwechslung zum normalen Studienalltag. Durch die praktischen Erfahrungen hat das Seminar nicht nur viel Freude bereitet sondern auch an Intensität gewonnen.
Dem Freundeskreis Sankt Georgen e.V. sei herzlich für die großzügige finanzielle Unterstützung des Exkursionsseminars gedankt.

Pauline Erdmann

Berufung in die Accademia Ambrosiana

Frau Prof. Dr. Theresia Hainthaler wurde in die Orientalische Klasse der Accademia Ambrosiana, Sektion Syrische Studien, aufgenommen. Die Urkunde über ihre Berufung erhielt sie auf dem Dies Academicus der Accademia im November vergangenen Jahres.

Rhein-Main-Exegesetreffen

Am Samstag, dem 25. Mai 2019, fand in den Räumen der Hochschule das 146. Rhein-Main-Exegesetreffen statt, zu dem katholische und evangelische Alt- und Neutestamentler von Marburg bis Tübingen seit fast 50 Jahren dreimal jährlich zusammenkommen. Prof. Dr. Christoph Stenschke, Forum Wiedenest/Bergneustadt, referierte über das Thema „Übergemeindliche Verbindungen nach den Paulusbriefen und ihre Implikationen für die neutestamentliche Wissenschaft“. Das Korreferat stammte von Prof. Dr. Thomas Schmeller, Frankfurt a.M.

Vorankündigungen

23.-30.09.2019 Summerschool in Granada
„Conviventia 2.0. Das Zusammenleben von Christen und Muslimen in Andalusien als Referenzpunkt für sozialtehisches Handeln und interreligiösen Dialog in Deutschland“

14.10.2019 Semestereröffnung
Beginn: 17:00 Uhr, Eucharistiefeier zur Semestereröffnung und akademische Feierstunde mit feierlicher Übergabe der Abschlusszeugnisse
Im Anschluss: AStA-Party

23. und 24.10.2019 Festveranstaltung
5 Jahre Biser-Stiftungslehrstuhl für Religions- und Subjektphilosophie – 5 Jahre Stiftungslehrstuhl „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“. Am 23. Oktober in München an der Hochschule für Philosophie, am 24. Oktober in Sankt Georgen, jeweils 19 Uhr. Thema: Religion und Selbstkritik im christlich-islamischen Gespräch. Mit Milad Karimi/ Münster, Georg Sans SJ/ München, Tobias Specker SJ/ Sankt Georgen

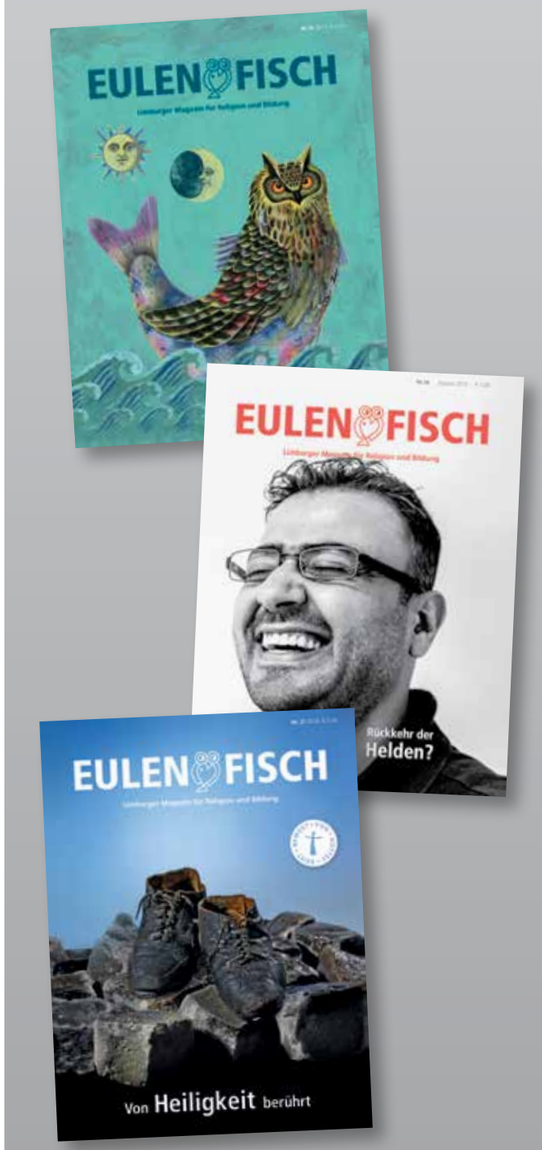
ab 30.10.2019 Ringvorlesung
„Die Kirche und der Skandal des sexuellen Missbrauchs“, Beginn 19:00 Uhr, weitere Termine: 13.11.2019 / 27.11.2019 / 11.12.2019 / 15.01.2020 / 05.02.2020

Bitte beachten Sie für aktuelle Informationen die Ankündigungen auf der Startseite der Homepage **www.sankt-georgen.de**

JUBILARE

20.07.2019: Stefan Ch. Kessler SJ (60 Jahre)
24.07.2019: Michael Schneider SJ (70 Jahre)
05.10.2019: Heinrich Watzka SJ (65 Jahre)

DAS INNOVATIVE BILDUNGS- UND KULTURMAGAZIN



Jahresabonement (zweimal jährlich)
12,00 Euro (inkl. Versand)

Einzelheft 7,00 Euro (zzgl. Versand)

Jetzt Bestellen:
Verlag Butzon & Bercker GmbH
Tel: 02832/929-192, Fax: 02832/929-211
Email: eulenfisch@bube.de

Ein Surfer fährt quer

Ein Gespräch mit Pfarrer Simon Schade über Surfexerzitien

Wie kam es dazu, dass du Sportexerzitien anbietest?
Ursprünglich ist die ganze Idee entstanden, weil wir für Kinder, die fürs Zeltlager zu alt sind, auch ein Sommerangebot anbieten wollten. Die erste Fahrt war eine Kanutour auf der Lahn. Dort haben wir Freizeit und geistliche Fragen zum ersten Mal zusammen gebracht. Das war 2011.

Wieso gerade Surfen?
Als wir die erste Fahrt durchgeführt hatten, bin ich von einem Mitglied aus der Gemeinde angesprochen worden, wir sollten das mal mit Surfen probieren. Matthias, der mich damals angesprochen hat, organisiert bis heute mit mir zusammen diese Fahrten. Er ist Brasilianer und mit dem Surfen groß geworden. Darüber hinaus ist das Surfen eine sehr spirituelle Sportart, man ist den Elementen ausgesetzt, man sucht sein Gleichgewicht, man lebt mit der Natur – kurzum, man ist der Schöpfung sehr nahe.

Wie sind deine Erfahrungen mit den Sportexerzitien?
Die Erfahrungen sind in der Regel sehr gut, durch die gemeinsamen Erfahrungen und das Leben in sehr einfachen Verhältnissen, die dort am Strand herrschen, bildet sich sehr schnell eine gute Gemeinschaft. Für mich bieten die Metaphern aus dem Surfen eine gute Grundlage, um über den Glauben reden zu können. Viele Menschen haben heutzutage Schwierigkeiten, ihren Glauben auszudrücken oder darüber zu reden. Diese Erfahrungen geben ihnen eine Chance, mit einer konkreten Bildsprache über ihre eigenen Fragen und ihren eigenen Glauben sprechen zu können.

Wie bringst du jungen Menschen durch das Surfen ihren Glauben und Gott näher?
Beim Surfen machst du elementare Erfahrungen: Du erlebst, komplett die Orientierung zu verlieren, wenn du durch eine Welle gespült wirst – ähnlich wie im Glauben Momente des Zweifels dazugehören. Du spürst, wie du plötzlich getragen wirst und Halt findest, wo eigentlich nur Wasser ist – ähnlich wie in Momenten tiefer Glaubenserfahrungen. Und letztendlich spürt man im Auf und Ab der Wellen genauso auch Höhen und Tiefen im Leben. Diese Erfahrungen kombinieren wir mit Geschichten aus der Bibel, wo Menschen Ähnliches erleben. So lernen die jungen Leute, dass die Geschichten von damals mit ihren eigenen Erfahrungen zu tun haben.

Wie glaubst du, kann man junge Menschen nach solchen Sportexerzitien weiter für den Glauben begeistern?
Diese Frage ist schwer zu beantworten. Exerzitien sind immer Inseln der Erfahrungen, die schwer in den Alltag zu integrieren sind. Im Endeffekt geht es, wie bei allen Exerzitien, ja nicht darum, in dieser Zeit den Alltag neu zu üben, sondern durch Übungen die Fragen für den Alltag neu zu stellen. Da diese offenen Fragen für alle unterschiedlich sind, ergeben sich auch ganz unterschiedliche Konsequenzen. Im besten Fall gehen die jungen Leute mit geöffneten Augen durchs Leben, nehmen die Schöpfung und Gottes Nähe wahr und engagieren sich mit ihren Fähigkeiten und Talenten.

Findest du, dass es grundsätzlich möglich ist, mit sportlichen Aktivitäten junge Menschen für den Glauben zu interessieren?
Definitiv ja, Sport ist für viele Menschen ein wichtiger Bestandteil im Leben. Und über diesen Sport eine Brücke zu bauen ist gerade in Zeiten, wo die Sprache der Kirche immer schwerer verstanden wird, wichtig. Was nützt mir das größte theologische Wissen, wenn ich es nicht vermitteln kann?

Wäre eine Art von Sportexerzitien auch für Menschen mittleren und hohen Alters denkbar?
Auf jeden Fall, dieses Angebot gibt es ja auch schon seit vielen Jahrzehnten im Bereich der Kirche.

Ist Pilgern nicht auch eine Art von Sportexerzitien, nur auf eine andere Weise?

Ja, wobei wir schauen müssen, was man als Sport definiert. Für einen älteren Menschen kann zum Beispiel jeden Tag eine steile Treppe zu gehen eine immense sportliche Leistung darstellen, ähnlich geht es einem kleinen Kind bis hin zum ersten Schritt. Für mich ist Pilgern genauso wie die Sportexerzitien ein Teil des Bereichs körperlicher Spiritualität oder des Betens mit dem Körper. Dazu findet man ja auch schon bei den Kirchenvätern oder zum Beispiel beim heiligen Dominikus sehr spannende Ansätze.

Wie lässt sich die Freiheit, die du beim Surfen erlebst, mit unserem Glauben in Verbindung bringen?

Draußen in den Wellen werden die alltäglichen Probleme ausgeblendet und man kann sich im Denken ganz auf das Wesentliche konzentrieren. Ähnlich wie bei anderen Exerzitien, bei denen man an einen anderen Ort fährt, geht man auch hier aus dem Alltag hinaus.

Wo ist Gott beim Surfen?

Wenn man so will, umgibt er einen von allen Seiten – wenn man sich in das kalte Meer stürzt und man spürt, dass man lebt. Wenn man genau schaut und beobachtet und wahrnimmt, wie sich die Wellen am Horizont entwickeln und weiß, dass diese Wellen tausende von Kilometern durch die Meere zu mir gewandert sind. Wenn man den Wind beim Surfen spürt, wenn man in Bewegung gerät, wenn man glücklich und erschöpft abends wieder aus dem Wasser geht.
Und natürlich auch in den Gottesdiensten und gemeinsamen Gesprächen, in den Menschen, mit denen man zusammen unterwegs ist.

Was war bisher dein schönstes Erlebnis während einer deiner Sportexerzitien?

Das sind viele sehr unterschiedliche Erfahrungen – manchmal sind es einfach schlichte Gottesdienste, ohne große Worte – die Gespräche sind oft sehr tief und ergreifend. Es sind diese Momente, wo man den Eindruck hat, die Menschen haben zum ersten Mal eine Form gefunden, ihren Glauben in etwas Konkretes zu übersetzen.

Welchen Unterschied erlebst du zwischen den Surfexerzitien mit SchülerInnen und denen mit StudentInnen?

Die Fragen werden natürlich mit zunehmenden Alter intensiver. Sind sie in der Jugend noch relativ allgemein, werden sie mit der Zeit persönlicher und spezifischer. Es ist sehr viel mehr Einzelbegleitung nötig, und die Gruppen können nicht so groß sein. Als Exerzitienleiter sind die Exerzitien für Studierende sehr viel tiefer und fordernder, aber auch mit sehr vielen sehr schönen und bereichernden Gesprächen.

Gibt es eine Sportart, die du gerne als Sportexerzitien ausprobieren und vielleicht anbieten möchtest?

Ich denke, es ist ganz gut sich auf eine Sportart zu konzentrieren, bei aller Neugierde kann man sich dann sonst schnell verzetteln. Aber ich finde es schön und spannend, wenn andere Leute sich mit ihrer Sportart auf den Weg machen und Exerzitien in diesem Bereich ausprobieren. Es gibt Sportarten, die dafür gut geeignet scheinen. So gibt es Exerzitien mit Yoga, mit Bogenschießen oder zum Beispiel mit Nordic Walking.

Beim Surfen muss man, wenn der Wind umschlägt eine Wende machen. Glaubst du, eine Wende würde unsere Kirche einen neuen Weg bringen? Oder würde sie uns ins Wasser fallen lassen?

Da ich Wellenreiter und kein Wind Server bin, kann ich dazu wenig sagen. Man kann aber vielleicht, ähnlich wie Professor Beck, sagen, dass man als Surfer quer fährt, also den Speed der Welle mitnimmt, aber quer zur Welle surft. Anders als die, die sich nur von der Welle mitreißen lassen (Mitläufer) oder versuchen, sich gegen die Welle zu stellen (Terroristen).

Was ist dir aus deiner Zeit in Sankt Georgen besonders in Erinnerung geblieben?

Wir hatten einen Haufen verrückte Ideen, wir hatten ganz viele Träume, was wir unbedingt machen wollen – oft geht sowas ganz schnell in der Erfahrung des Alltags unter. Mein Praktikumspfarrer damals am Anfang wollte mir sogar einreden, dass man in der Pastoral für Sport gar keine Zeit mehr hat. Gott sei Dank hat er sich mächtig getäuscht. Ich hoffe, dass man nie seine verrückten Ideen, die einem helfen, das Studium zu überleben, hinter pragmatischen Überlegungen zurückgestellt.

Die Fragen stellte Pauline Erdmann.

Foto: Christian Trenk

Zur Person

Geboren in Wiesbaden und aufgewachsen in Taunusstein studierte Simon Schade an der Philosophisch- Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main und in Toronto. Derzeit ist Simon Schade Pfarrer in der Pfarrei Herz Jesu Dillenburg und für Sportexerzitien im Bistum Limburg angestellt. Nach einigen Jahren des Eishockey bei der Eintracht Frankfurt ist Schade nun selbst Trainer einer Inlinehockey-Mannschaft. Alle zwei Wochen moderiert er zwei Stunden lang seine eigene Sendung auf Radio Rheinwelle.

Guter Papst – schlechter Papst

Nachgedacht

ULRICH RHODE SJ
Professor für Kirchenrecht, Universität Gregoriana Rom

Wenn Sie nach dem Lesen der Überschrift dieses Beitrags hoffen, hier eine Einschätzung zu erhalten, ob Franziskus ein guter oder ein schlechter Papst ist, dann lesen Sie lieber nicht weiter. Denn diese Hoffnung wird sich nicht erfüllen. Das dürfte allerdings zu verschmerzen sein; denn an Beurteilungen solcher Art besteht kein Mangel. Eindrucksvoll ist, wie unterschiedlich sie ausfallen. Und interessanterweise sind die Themen und Kriterien, mit denen der eine Kommentator begründet, welch guten Papst wir haben, genau dieselben, anhand deren ein anderer Meinungsmacher zu einer negativen Beurteilung gelangt. Ob es nun das Thema Flüchtlinge, Homosexuelle, ungeborene Kinder, Ehescheidung, Feminismus oder Kapitalismus ist – am Ende sagen die Bewertungen oft eher etwas über den Standpunkt des Bewertenden aus als über den Bewerteten. Je nachdem, ob man sich bei den Streitthemen, die unsere Gesellschaft oder unsere Kirche polarisieren, auf der einen oder der anderen Seite positioniert, benutzt man die Beurteilung des Papstes nur allzu gern als Vehikel, um die eigenen Überzeugungen kundzutun. Ähnlich wie dem Papst – dem gegenwärtigen ebenso wie mit seinen Vorgängern – widerfährt das natürlich auch anderen, etwa den prominenten Politikern. Bei den Päpsten neigt man aber noch hemmungsloser zu extremen Bewertungen, und diese werden dann auch gern religiös aufgeladen: vom papa angelicus bis zum papa haereticus, von „santo subito“ bis zum „Diktator Papst“. Der Verehrung des Papstes mit der Anrede „Eure Heiligkeit“ steht am anderen Ende der Skala dann seine Beschimpfung als „Antichrist“ gegenüber; das Internet ist voll davon. Neu ist all das natürlich nicht. Im Zuge des Machtkampfs zwischen geistlicher und weltlicher Autorität wurde schon Gregor IX. von Kaiser Friedrich II. (1239) als „Antichrist“ bezeichnet (nachdem zuvor der Papst den Kaiser so genannt hatte); und in den nachfolgenden Jahrhunderten bezeichneten auch manche katholischeTheologen den jeweiligen Papst so, bevor Martin Luther diesen Titel zu einem Lieblings-Schlagwort seiner Polemik machte. Inzwischen sind es seit der ökumenischen Annäherung längst nicht mehr die konfessionellen Gegensätze, an denen sich die unterschiedlichen Bewertungen festmachen; zu den extremen Bewertungen unserer Zeit neigt man stattdessen entlang den neuen kulturellen und politischen Demarkationslinien. Eine zweite Dynamik kommt hinzu; man könnte sie das Prinzip „Hosanna – Kreuzige ihn“ nennen. Ein neuer Papst wird mit so viel Hoffnung auf Veränderung überschüttet, wie sie realistischer Weise niemals erfüllt werden kann; und sobald sich die Enttäuschung darüber abzuzeichnen beginnt, wird der einstige Hoffnungsträger als Fehlbesetzung beurteilt. Mit realen Entscheidungen oder Fehlern des Betreffenden hat dieser Wechsel aus der bisherigen in die neue Rolle kaum etwas zu tun; ein neutraler Beobachter würde sich wundern, welche geheime Macht da einen unsichtbaren Schalter umgelegt haben mag. Eine dritte Dynamik, die nicht verschwiegen werden sollte, ist schließlich der Sündenbock-Mechanismus: Es gibt wohl kaum einen Missstand auf dieser Welt und in unserer Kirche, für den man nicht mit etwas Verknüpfungskunst den jeweiligen Papst verantwortlich machen könnte. Und besonders attraktiv erscheint dieser Mechanismus bei denjenigen Missständen, für die man in Wirklichkeit gerade selbst verantwortlich ist. Jedenfalls ist es auffällig, dass die Kritik daran, wie sich Pius XII. in der Zeit der Shoah verhalten hatte, später gerade in jenem Land aufkam, das zuvor die Täter hervorgebracht hatte.

Angesichts der angedeuteten Dynamiken lassen sich Versuche, einen Papst gerecht zu beurteilen, daran erkennen, dass sie Vorurteile und Einseitigkeiten vermeiden und stattdessen sowohl Licht als auch Schatten zur Sprache bringen. Sicherlich gibt es Licht und Schatten auch im Pontifikat von Papst Franziskus. Anstatt einzelne seiner Formulierungen auf die Goldwaage zu legen, wird es eher im Sinne Jesu sein, dessen Wort vom Splitter und vom Balken zu beherzigen und seine Enzykliken nicht nur als Maßstab zur Beurteilung des Papstes, sondern auch für einen ehrlichen Blick auf das eigene Leben in die Hand zu nehmen. Beim Nachdenken darüber könnte man sich dann die Frage stellen: Bin ich ein guter Mensch oder ein schlechter Mensch?

Aus den Instituten

Oswald von Nell-Breuning-Institut

Freiheit, Gleichheit, Selbstausbeutung

In der Reihe „Die Wirtschaft der Gesellschaft“ laden die Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) und das Oswald von Nell-Breuning-Institut zum siebten Mal zu einer interdisziplinären Fachtagung ein. Bei der Tagung am 30. September/1. Oktober 2019 in der Hochschule Sankt Georgen geht es um die Herausforderungen der Demokratie und der Sozialpolitik durch den Wandel zu der Dienstleistungsgesellschaft.
In der Dienstleistungsgesellschaft erkannte der französische Ökonom Jean Fourastié (1907-1990) die „große Hoffnung des zwanzigsten Jahrhunderts“. Aufgrund des technischen Fortschritts, so seine Prognose vor 70 Jahren, würden immer weniger Arbeitskräfte in der Landwirtschaft und dem produzierenden Gewerbe benötigt, während immer mehr Menschen in den Dienstleistungen beschäftigt sein würden. Das Ergebnis des Strukturwandels wären nicht nur hohe, sondern auch wesentliche gleichere Arbeitseinkommen; denn die Produktivitätsfortschritte in Agrarwirtschaft und Industrie würden in diesen beiden Sektoren zu deutlich steigenden Löhnen führen, während hohe Bildungs- und Qualifikationserfordernisse in den Dienstleistungsbranchen dort hohe Einkommen erzwängen. Längst angekommen in der Dienstleistungsgesellschaft wird heute – entgegen den Verteilungshoffnungen Fourastiés – die extreme Ungleichheit in den Dienstleistungsberufen zu einer Herausforderung, welche die gewerkschaftliche Interessenvertretung und die sozialstaatliche Reduktion von Risiken und Ungleichheiten in Frage und mit diesen die Demokratie auf die Probe stellt.
Bei der bevorstehenden Fachtagung geht es um den aktuellen Wandel der Dienstleistungsarbeit und dessen soziale Folgen. In welchen Dienstleistungsbranchen kann der Einsatz neuer digitaler Technologien langfristig zu massiven Produktivitätssteigerungen, aber eben auch zu abnehmenden Beschäftigtenzahlen führen? Werden personenbezogene und haushaltsnahe Dienstleistungen dagegen an Bedeutung gewinnen? Gelingt es, sie aus der Prekarität zu holen? Wie verändern digitale Technologien die Verrichtung von Dienstleistungen? Wie steht es um die gewerkschaftliche Organisierbarkeit der Beschäftigten in den Branchen personenbezogener Dienstleistungen? Welche Konsequenzen für die Interessenvertretung der Arbeitnehmer*innen und den eingespielten Interessenausgleich zeichnen sich bereits ab? Welche Rolle können die Wohlfahrtsverbände bei diesem Wandel spielen? Wie stark muss der Sozialstaat wachsen, um soziale Dienstleistungen durch deren (Ko-) Finanzierung allen zugänglich zu machen und um dort zugleich für gerechte Arbeitsverhältnisse zu sorgen? Kurzum: Führt uns der Wandel der Erwerbsarbeit „zurück in die Zukunft“ ausbeuterischer Dienstbot*innenverhältnisse oder gelingt es uns vielleicht doch, Wege einzuschlagen in Richtung Fourastiés Vision einer demokratisch-egalitären Dienstleistungsgesellschaft?
Für die Tagungen haben hochkarätige Referent*innen zugesagt, unter anderem die Sozialwissenschaftler*innen Prof. Dr. Uta Meier-Gräwe, Prof. Dr. Ilona Ostner, Prof. Dr. Ingo Bode, Prof. Dr. Hans J. Pongratz und Prof. Dr. Wolfgang Schroeder, die Arbeitsrechtlerin Prof. Dr. Kirsten Scheiwe sowie der theologische Sozialethiker Prof. Dr. Karl Gabriel. Den öffentlichen Abendvortrag zur Gefahr eines durch die Digitalisierung vorangetriebenen Wandels zur Dienstbot*innengesellschaft wird Paul Mason, Autor des viel diskutierten Buchs „Postkapitalismus“, halten. Weitere Informationen erhalten Sie, wenn Sie per Mail eine Anfrage an das Nell-Breuning-Institut schicken (nbi@sankt-georgen.de).

Hugo von Sankt Viktor-Institut für Quellenkunde des Mittelalters

Erster Band des Geschichtsschreibers Johannes von Toulouse

Im Jahr 2017 haben wir den ersten Band mit einem der Frühwerke des Geschichtsschreibers der Pariser Abtei Saint-Victor, Johannes von Toulouse, veröffentlicht. Dieses Werk trägt den Titel *Commentaria rerum pene omnium in domo nostra victorina*. Nun edieren Frau Dipl.-Theol. Karin Ganss und P. Berndt das zweite Frühwerk dieses Autors, das betitelt ist mit Congregatio victorina. Den komplizierten Satz dieses Bandes erstellt Frau Dipl.-Chemikerin Christiane Storeck dank ihrer Expertise. Auf Antrag von P. Berndt wird dieses Vorhaben von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert.
Johannes von Toulouse selbst hat sein Werk mit dem Titel Congregatio Victorina versehen. Es umfasst zwei Teile und stellt die Genese und die Geschichte des Verbandes viktorinischer Häuser in der Zeit vom 12. bis zum 17. Jahrhundert dar. Der Abschluss dieser Edition ist wegen des erheblichen Textumfangs erst zum Ende des Jahres 2020 zu erwarten. Dieser Band wird ebenfalls im Rahmen unseres Corpus Victorinum erscheinen.
Darüber hinaus bereitet P. Berndt in Zusammenarbeit mit Andreas Hahne eine Datenbank unter MySQL vor, um die Quellen-Dokumentation des Instituts leichter zugänglich zu halten.

Grillmeier-Institut für Dogmengeschichte, Ökumene und interreligiösen Dialog

Zum Profil des Instituts

Mit der Emeritierung von Prof. Dr. Michael Schneider SJ stand Sankt Georgen vor der Aufgabe, über die Weiterführung des von ihm zwischen 1998 und 2018 geleiteten „Instituts für Dogmen- und Liturgiegeschichte“ zu entscheiden. Das Institut war aus dem ältesten Institut der Hochschule hervorgegangen, dem in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts von Prof. Dr. Alois Grillmeier SJ (1910-1998) gegründeten „Instituts für Dogmen- und Konziliengeschichte“. Jahrzehntelang hatten beide Institute Forschung und Lehre in Sankt Georgen nachhaltig bereichert.

Da die liturgiewissenschaftliche Forschung mit der Berufung von Prof. Dr. Andreas Bieringer auf den Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft inzwischen ein eigenes Profil gewonnen hat, wurde für die Fortführung des „Instituts für Dogmen- und Liturgiegeschichte“ eine thematische Neuorientierung beschlossen. Sie entspricht den Forschungsschwerpunkten im Bereich der Dogmatik und der Fundamentaltheologie. Sie spiegelt sich im neuen Namen des Instituts: „Alois-Kardinal-Grillmeier-Institut für Dogmengeschichte, Ökumene und interreligiösen Dialog“ wider.

Die Nennung von Alois Kardinal Grillmeier im neuen Institutsnamen betont die Kontinuität der Forschungsfelder. Denn P. Grillmeier war nicht nur in der christologiegeschichtlichen Forschung weltweit führend; auch engagierte er sich durch seine Mitarbeit bei der Wiener Stiftung Pro Oriente im ökumenischen Dialog. Einer Diskussion seiner Forschungserträge im Rahmen des interreligiösen Dialogs, den die Kirche zu Beginn des 21. Jahrhunderts unabweisbar führen muss, hätte er sich gewiss nicht verschlossen.

Nicht zuletzt mit der Assoziierung der von Prof. Dr. Theresia Hainthaler geleiteten Forschungsstelle „Jesus der Christus im Glauben der Kirche“ ist die Kontinuität des Instituts zu Person und Werk Alois Grillmeiers gewährleistet. Der von ihr mitherausgegebene und in Kürze beim Freiburger Herder-Verlag erscheinende Band „Jesus der Christus im Glauben der einen Kirche“ dokumentiert eine im Herbst 2017 in Sankt Georgen veranstaltete Fachtagung zu neueren Forschungen in der Christologie. In deren Rahmen wurden Grillmeiers umfangreiche Forschungen zur Christologie gewürdigt und kritisch fortgeschrieben.

Ordentliche und angegliederte Mitglieder des „Grillmeier-Instituts“ sind Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ, JProf. Dr. Tobias Specker SJ, Dr. Alexander Löffler SJ, Dr. Bernhard Knorn SJ, Prof. Dr. Dirk Ansorge (Leiter) sowie Prof. Dr. Theresia Hainthaler. Für das nächste Jahr ist ein internationaler Kongress in Vorbereitung, auf dem aktuelle Herausforderungen der Systematischen Theologie diskutiert werden.

Institut für Philosophie (IfP)

Schwerpunktbildung in Angewandter Ethik und Religionsphilosophie

Das vergangene halbe Jahr stand unter dem Vorzeichen der Überarbeitung der Studienangebote im Fach Philosophie. Von Seiten der Hochschulleitung war an uns der Wunsch herangetragen worden, die beiden grundständigen Studiengänge der Hochschule so miteinander zu verzahnen, dass doppelt immatrikulierte Studierende in 12 Semestern den Magistergrad in Theologie und den Bachelorgerad in Philosophie erwerben können. Wir haben diesen Arbeitsauftrag dazu genutzt, die Wahlpflichtmodule im Bachelorstudiengang Philosophie neu zu ordnen und der tatsächlichen Nachfrage anzupassen. Fortan wird es zwei Schwerpunkte geben, zwischen denen Studierende wählen können: Angewandte Ethik und Religionsphilosophie. Um die rechtlichen Vorgaben für ein „Institut des ersten Studienzyklus“ (das ist uns gegenwärtiger hochschulrechtlicher Status im kirchlichen Rechtsbereich) zu erfüllen, stehen wir der Aufgabe, die Zahl unserer Vollzeitstellen in der Lehre zu erhöhen. Dies ist in Zeiten von Sparzwängen keine leichte Aufgabe. Ansonsten sind die Mitglieder des Instituts mit der Vorbereitung und Durchführung von Fachtagungen und der Publikation der Vorträge zurückliegender Tagungen, zum Beispiel der Tagung über den Transhumanismus, befasst.

Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

Seelsorge interkulturell

Seelsorge gilt mit Recht als Herzstück der Pastoral – einer Pastoral, die sich im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils als kreative Konfrontation des Evangeliums mit unserer Gegenwart versteht. Pastoral lässt an Hirten, an bäuerliches Leben denken, an biblische Kultur, an Agrikultur – und nicht etwa an heutige Kulturwelten. Die Konfrontation des Evangeliums mit unserer Gegenwart geht also von allem Anfang an mit fremden, wenn nicht befremdlichen Ansprüchen einher. Seelsorge ist konzeptionell eine interkulturelle Qualität eigen, noch bevor Fragen einer interkulturellen Seelsorge laut werden, sei es aufgrund muslimischer Patientinnen und Patienten in katholischen oder evangelischen Krankenhäusern, sei es aufgrund ausländischer Priester in Deutschland, sei es aufgrund vielfältiger Migrations- und Fluchtbewegungen. Seelsorge interkulturell lässt programmatisch anklingen, dass es nicht allein um ein Gestalten interkultureller Seelsorge geht, sondern um eine Interkulturalität, wie sie zum Selbstverständnis jeder Seelsorge gehört.

Seelsorge interkulturell war darum auch der Titel eines Studientags, den wir aus Anlass des 25-jährigen Bestehens unseres Instituts am 28. Oktober 2016 an der Hochschule Sankt Georgen veranstalteten. Die drei Vorträge bieten Perspektiven eines Bischofs, eines Pastoraltheologen und eines Pastoralpsychologen. Im weiteren Gang dieses Buches folgen acht weitere Beiträge pastoralpsychologisch kompetenter Autorinnen und Autoren, die zu diesen Themen am Institut geforscht haben oder derzeit damit befasst sind. Diesen Band verstehen wir im Gedenken an Karl Frielingsdorf, den Gründungsdirektor unseres Instituts. Unser Buch schließt darum mit einer Würdigung dieses Pioniers der Pastoralpsychologie.

Klaus Kießling & Jakob Mertesacker (Hrsg.): Seelsorge interkulturell, Pastoralpsychologische Beiträge, Göttingen 2019.

Institut für Weltkirche und Mission (IWM)

IWM-Jahrestagung 2019: Christliche Bildung und Humanismus im Globalen Kontext

Im März fand in der Hochschule Sankt Georgen die Jahrestagung des IWM statt, die sich mit dem globalen kirchlichen Engagement in der schulischen und universitären Bildung beschäftigte. Ausgangspunkt der theologischen, philosophischen und pädagogischen Reflexion war die Orientierungshilfe der Bildungskongregation mit dem programmatischen Titel „Erziehung zum solidarischen Humanismus“. Wenn die kirchliche Bildungsarbeit demzufolge zur friedlichen und solidarischen Koexistenz zwischen Völkern, Kulturen und Religionen beitragen soll und dabei eine integrale Vision des Menschen zugrunde legt, erfordert dies eine Verknüpfung anthropologisch-theologischer und humanwissenschaftlicher Orientierungen bei einer selbstkritischen Überprüfung des bisherigen Engagements.

Die Tagung brachte mehr als 65 Teilnehmerinnen und Teilnehmer zusammen, die aus verschiedenen kulturellen und regionalen Kontexten kamen.

Mit Unterstützung der Missionsprokuren der Schweizer und der Deutschen Jesuitenprovinz konnte zudem eine internationale Gruppe von Jesuiten aus dem Bildungsapostolat eingeladen werden. Durch die Kooperation mit der Initiative Jesuit Worldwide Learning erfolgte eine begleitende Konfrontation der Reflexionsarbeit mit Situationen des Lernens und Lehrens unter prekären Bedingungen, die zugleich neue Zugänge eröffnete. Die interdisziplinären und interkulturellen Tagungsbeiträge werden in einem Sammelband veröffentlicht, der im Frühjahr 2020 erscheinen wird.

Möglichst entschieden?

Thesen zum Mission Manifest

KLAUS VECHTEL SJ
Professor für Dogmatik und Spiritual des
Priesterseminars Sankt Georgen

Die Initiatoren und Initiatorinnen von *Mission Manifest* bewegt die Tatsache, dass die großen Kirchen im deutschsprachigen Raum ihrer Einschätzung nach in den nächsten Jahren kaum mehr eine gesellschaftliche Rolle im Blick auf diejenigen Menschen spielen, die nicht mehr durch ihre Sozialisation mit dem christlichen Gottesglauben vertraut sind. Die Kirche in unseren Breitengraden müsse deshalb insgesamt missionarischer werden, gerade weil innerhalb der Glaubensgemeinschaft der Kirche in den Augen der Initiatoren und Initiatorinnen die Weitergabe des Glaubens schlecht oder gar nicht funktioniert. „Es ist nicht mehr genug, katholisch sozialisiert zu sein", so eine zentrale Annahme, weil das Christentum sonst in der Gefahr steht, „nur ein kultureller Ausdruck" beziehungsweise eine „leere Hülse" zu sein. Die Situationsbeschreibung von Mission Manifest wird man in bestimmten Punkten teilen können. Der Wandlungsprozess der Kirchen wirkt sich einerseits erschöpfend und lähmend auf die Gläubigen aus, hat andererseits aber vor allen Dingen weiterreichende Konsequenzen für den christlichen Glauben insgesamt. Ich möchte an dieser Stelle zunächst nur eine Überlegung anstellen, worin ein Grund für diesen Wandlungsprozess liegen könnte.

Um es vorweg zu sagen: Ich glaube nicht, dass die mangelnde Qualität der Arbeit der Kirche (unserer Priester, pastoraler Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, der Gemeinden etc.) Grund für eine Verflüchtigung des Glaubens ist. Auch das „Apeasement" gegenüber der christusfernen Welt oder eine anbiedernde Suche nach Anschlussfähigkeit, wie es einer der Initiatoren behauptet, scheint mir nicht der Grund zu sein für die Glaubenskrise. Demgegenüber hat der evangelische Theologe Peter Scherle in einem lesenswerten Artikel der FAZ im vergangenen November die These des Jesuitentheologen Michel de Certeau aufgegriffen. Demnach kämpfen die Kirchen mit einer „Krise der Repräsentation", die bis ins 12. Jahrhundert zurückreicht. Gemeint ist damit, so Scherle, der „erkenntnistheoretische Bruch durch den Nominalismus, wonach die Zeichen die damit bezeichnete Sache nicht mehr verlässlich repräsentieren". Die Krise, um die es geht, besteht darin, dass die Medien der Religion und des Glaubens, das heißt, das Sakrament und Wort Gottes, aber auch das Amt und die Kirche selbst, Gott nicht mehr auf eine selbstverständliche oder unhinterfragte Weise darstellen, re-präsentieren, vergegenwärtigen. Die Kirche hat ihre unhinterfragte Kompetenz als „vollmächtige Leserin der Welt als Buch Gottes" verloren. Diese Krise der Repräsentation Gottes birgt jedoch auch eine Chance: Wir können uns mehr auf die radikale Unbegreiflichkeit und Geheimnishaftigkeit Gottes einlassen und darin an Glaubwürdigkeit gewinnen. Es ist dementsprechend meiner Meinung nach kein Zufall, dass zwei der bekanntesten geistlichen Bücher der vergangenen Jahre genau um dieses Thema kreisen: *Gott braucht dich nicht* von Esther Magnis und *Gott ist nicht nett* von Heiner Wilmer. Gott ist nicht einfach die Antwort auf die Fragen der Menschen. Er ist der Ermöglicher allen Fragens und Suchens von Menschen.

„Christlicher Glaube wird (und ist bereits) viel mehr als früher eine Frage der persönlichen Entscheidung."

Angesichts dieser Situation wird man *Mission Manifest* zustimmen können: Christlicher Glaube wird (und ist bereits) viel mehr als früher eine Frage der persönlichen Entscheidung: „Im Glauben geht nichts ohne die persönliche Aneignung", so lautet eine These des Manifestes. Gerade diese Bedeutung der persönlichen Entscheidung ermöglicht für Mission Manifest einen Lernprozess von den Freikirchen im Blick auf deren Pragmatik und Zielorientierung: Denn, wie Johannes Hartl formuliert, „Freikirchen sind ihrer Definition nach Entscheidungskirchen. Um zu ihnen zu gehören, genügt es nicht, Mitglied einer Volkskirche zu sein, sondern es bedarf einer individuellen Entscheidung." Hier stellen sich für mich Fragen: Ist mit der Betonung der persönlichen Entscheidung das Wesentliche des Christentums getroffen? Den Kern der christlichen Botschaft bildet meines Erachtens nach der Glaube, dass der dreieine Gott Liebe ist und sich aus Gnade uns selbst mitteilt. Diese Gnade ist bedingungslos und geht jeder Entscheidung voraus; sie trägt und ermöglicht Entscheidungen. Es gibt kein Heil, das nicht restlos Gnade Gottes wäre, so dass auch die Annahme und die Entscheidung für das Christentum eine von Gott ermächtigte darstellt. Gottes universaler Heilswille wird nicht durch unsere Entscheidung bewirkt, sondern ist vorgängig zu allem menschlichen Verhalten schon „da" und wirksam.

Illustration: Elke Teuber-S.

Nicht in allen, aber in einigen Beiträgen fällt die bisweilen scharfe Entgegensetzung von Volkskirche und Entscheidungschristentum auf. Gerade die Diagnose, es reiche nicht aus, katholisch sozialisiert zu sein, kann missverständlich sein. Denn auch eine katholische Sozialisation mündet nicht einfach in eine bloße Selbstverständlichkeit und bedarf weiterer Entscheidungen. Zumindest wäre zu fragen, was man aus einer katholischen Sozialisierung macht. Der Mensch ist das Wesen der Freiheit und der Entscheidung, er ist jedoch auch das Wesen, das sich auf eine ihm vorgegebene Situation vertrauend einlässt und nie am Nullpunkt anfängt. Dies gilt auch im Verhältnis zum Glauben und zur Kirche. Auch hier stehen wir in Situationen, in denen wir uns Vorbildern, Zeugen und Zeuginnen, Traditionen anvertrauen. Deshalb ist zu fragen, ob nicht ein reines Entscheidungschristentum theologisch und spirituell eine Überforderung für die Einzelnen darstellt. Kann ich alleine aus einem Proprium, aus dem Unterscheidungsmerkmal leben (hierin liegt die Problematik jeder dialektischen Theologie) oder bedarf es auch kultureller und sozialer Kontexte, in denen sich Christentum verwirklicht? Es ist Joseph Ratzinger, der gegenüber geistlichen Neuaufbrüchen betont hat, dass ein ortskirchliches beziehungsweise auch volkskirchliches Prinzip und ein geistlicher Neuaufbruch nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen. Persönlich räume ich einer bestimmten Form von Volkskirchlichkeit – im Sinne von bleibenden Elementen einer Volksreligiosität – deutlich mehr Chancen, aber auch religiöse Substanz ein, als es Mission Manifest tut.

Mission wird als Begegnungsgeschehen skizziert. Ganz zu Recht formulieren die Initiatoren und Intiatorinnen, dass Mission nicht darauf reduziert werden darf, andere zu überzeugen, sie „reduziert sonst die Wahrheit auf eine Idee“. In der Mission geht es darum, „einen Raum zu schaffen, in dem eine persönliche Begegnung mit Christus möglich ist“. Auch betont das Mission Manifest in diesem Zusammenhang: „Dabei ist die größte Hoffnung bereits in der Welt“. Die gläubige Annahme dieser Anwesenheit Gottes hat jedoch weitreichende Konsequenzen für das Verständnis von Mission:

Was heißt es, sein Leben „durch eine klare Entscheidung Jesus Christus [zu] übergeben“ beziehungsweise „Jesus Christus ganz bewusst in sein Leben einzuladen“? Dies ist eigentlich nur möglich, weil Christus bereits da ist und das Leben eines Menschen angenommen hat. Jesus in sein Leben einzuladen, beginnt so, dass ich mein Leben annehme und darin den annehme, der mein Leben angenommen hat. Neutestamentlich bringen nicht die Missionare Christus oder den Heiligen Geist zu den Menschen, sondern sie horchen auf die Stimme des Geistes, der aus einer an sie gerichteten Einladung spricht. Ja, er spricht mitunter gerade so, wie es der eigene Glaube nicht vorgesehen hatte: „Ihr wisst, dass es einem Juden nicht erlaubt ist, mit einem Nichtjuden zu verkehren und sein Haus zu betreten“ (Apg 10,28) sagt Petrus zu dem römischen Hauptmann Cornelius. Doch es ist durch Cornelius‘ Einladung und nicht durch Petrus‘ Gegenwehr, durch die der Heilige Geist spricht.

„Mission besteht darin, sich unter die Leute zu mischen und Einladungen anzunehmen.“

Mission ist Begegnungsgeschehen. In diesem Zusammenhang wird das schöne Wort von Mutter Teresa zitiert: „Anfangs dachte ich, bekehren zu müssen. Inzwischen habe ich gelernt, dass es meine Aufgabe ist, die Menschen zu lieben. Und die Liebe bekehrt, wen sie will.“ In diesem Sinne hat Mission etwas Absichtsloses. Ebenso ist Freundschaft absichtslos. Sie verzweckt nicht den anderen Menschen – hier finden sich Äußerungen in Mission Manifest, die missverständlich sind und einer Klärung bedürfen. Klaus Mertes SJ betont, dass ein missionarisches Leben nicht primär darin besteht, Strategien zu entwickeln, um „an Leute heranzukommen“. Die Leute verspüren die Absicht und ziehen sich zurück. Mission besteht vielmehr darin, sich unter die Leute zu mischen und Einladungen anzunehmen. Entspricht dies nicht auch dem Vorgehen Jesu, der sich in Gespräche verwickeln ließ, der sich einladen ließ von Sündern und Pharisäern? Zur echten Absichtslosigkeit gehört, sein Christsein nicht zu verstecken. Mein Engagement, meine Überzeugungen entspringen meinem Christsein (nicht der missionarischen Absicht). Ich gehe in den Gottesdienst, weil mir dies ein Anliegen ist und nicht, weil ich sichtbar sein will. Am Ende des Gottesdienstes heißt es: ite missa est, ihr seid gesandt. Christen sollen in der Welt sein und dort kann man sie ansprechen. Daraus folgt alles andere.

DNA des Bösen

„Ich glaube, der Missbrauch von Macht steckt in der DNA der Kirche“

Dr. Heiner Wilmer, Bischof von Hildesheim, 14.12.2018

Stimmen aus Sankt Georgen

Foto: privat

Fotos: Christian Trenk

ANDREAS HAHNE
Diplomingenieur und Student Magister Theologie

Um es kurz zu machen: Das Bild ist missverständlich. Um eine DNA zu verändern, bedarf es weitreichender Eingriffe in den Organismus, deren Nebenwirkungen nicht immer absehbar sind. Deshalb sollte weniger über diese Metapher philosophiert, als über das eigentliche Thema dahinter diskutiert werden: Ist Machtmissbrauch etwas, das durch das Selbstverständnis und durch Strukturen der katholischen Kirche bestärkt wird? Was überhaupt verbirgt sich hinter dem Begriff „Macht“ und wie kann sie missbraucht werden?

Zunächst setzt Macht eine asymmetrische Beziehung zwischen Personen voraus, etwa am Arbeitsplatz zwischen Vorgesetzten und Angestellten, in Schule und Studium zwischen Lehrenden und Studierenden, in der Priesterausbildung zwischen Regens und Alumnen oder auch in Jugendgruppen zwischen Leiter*innen und Jugendlichen.

In aller Regel – so auch in der Kirche – münden diese Konstellationen nicht in unüberbrückbare Konflikte, sei es dank verantwortungsvollem Umgang mit Macht, couragiertem Auftreten der Untergebenen oder Kontrollinstanzen wie Betriebsräten, Studierendenvertretungen oder neutralen Ansprechpersonen. Wo diese Mechanismen dagegen nicht greifen, kann Machtmissbrauch auftreten. In kirchlichen Strukturen gibt es solche Institutionen allerdings nur zum Teil, etwa mit der Mitarbeitervertretungsordnung im arbeitsrechtlichen Bereich.

Deutlich gefährlicher dagegen ist der Machtmissbrauch im Umgang mit Schutzbefohlenen, also insbesondere Kindern und Jugendlichen. Hier müssen dringend unabhängige vertrauenswürdige Ansprechmöglichkeiten geschaffen werden, in deren Rahmen Probleme diskutiert und Maßnahmen getroffen werden können, die auch zu Versetzungen sowie zu kirchlichen und staatlichen Ermittlungen führen können. Rein innerkirchliche Einrichtungen reichen hier nicht aus. Auch muss sichergestellt sein, dass – unter Wahrung von Unschuldsvermutung und Persönlichkeitsrechten – ein Überblick über begangene Straftaten besteht, um systematische Fehler aufzudecken.

Bischof Wilmers Begriff von der „Struktur des Bösen“ wirft auch die Frage auf, ob die Kirche in sich ebenfalls sündigen kann, etwa indem sie gefährliche Strukturen begünstigt. Papst Johannes Paul II. hat im Hinblick besonders auf die vorrangige Option für die Armen mehrfach von Strukturen der Sünde gesprochen. Demnach sind zwar letztendlich Menschen diejenigen, die schuldig werden, Strukturen können diese Schuld aber verstärken, die Institution selbst schuldig werden. Insofern kann die von Christus gestiftete Kirche genauso sündigen wie der von Gott geschaffene Mensch es kann. Diese Einsicht ist überfällig. Die aktuellen Strukturen sind durchaus geeignet, Machtmissbrauch zu begünstigen. Das Risiko lässt sich aber reduzieren, auch ohne an den Grundfesten zu rütteln.

VANESSA LINDL
Studentin Magister Theologie und Politikwissenschaften

Der Zweck der Kirche ist nicht das Verbrechen. Was für den säkularen Gesetzgeber eine der Minimalforderungen ist, um die Kirche als Körperschaft des öffentlichen Rechts anzuerkennen, und was auf Seiten der Biologie im Ernstfall Grund genug sein dürfte, zu prüfen, ob, womöglich auch inaktive, Verbrechergene in der kirchlichen DNA zu finden seien – das stellt für die Theologie nicht weniger als eine Infragestellung ihrer geistlichen Herkunft dar:

Die katholische Kirche führt sich auf eine göttliche Gründung, auf die Person Jesu zurück. Wie kann sie da, abgesehen von den einzelnen Menschen, insgesamt als sündig bezeichnet werden? Der Umfang des Problems wird etwa sichtbar, wenn es im Katechismus der Kirche heißt, dass sie immer schon „unvollkommen heilig“ sei. Jedoch, zwingt uns nicht der tausendfach erlebte (Macht-)Missbrauch dazu, die These von ihrer Heiligkeit aufzugeben? Oder müsste ich gemeinsam mit Kardinal Woelki der Kirche den Rücken kehren, wenn „Strukturen des Bösen“ (Eugen Drewermann) in ihr angelegt sind?

Die Frage ist: Liegt der Machtmissbrauch in der Kirche, wie sie sein soll und von Gott gedacht ist? Oder liegt er in der Kirche, wie wir sie heute erleben und sie insbesondere vom Klerus gestaltet wird? Um im Bild zu bleiben: Sind schwerwiegende Mutationen, also Veränderungen der DNA, auf dem Weg der Realisierung des Ideals denkbar?

Kardinal Woelki scheint zu fürchten, dass die Sendung der Kirche in Frage gestellt wird, wenn er den Hildesheimer Bischof vom Machtmissbrauch in der kirchlichen DNA reden hört. Ich meine, das geht an der eigentlichen Intention der Aussage vorbei. Zumal Heiner Wilmer recht gut meine Erfahrung als Studierende der Theologie trifft: Wenn ich Berichte wie die von Doris Wagner lese, aber auch Gespräche im Freundeskreis führe, so sind diese dermaßen schockierend und verunsichernd, dass mich jede Form von klerikaler Gebärde und ein Übermaß an Loyalität zu den „unerschütterlichen Gegebenheiten“ kirchlicher Selbstorganisation wütend werden lassen. Bezeichnend besonders, dass „die Kirche“ in der Konfrontation mit (Macht-)Missbrauch gerne auf ihre Institutionalität beschränkt wird und damit irgendwie weit weg erscheint. Und das ist mehr als ein Problem der einzelnen Täter, das liegt im System und somit auch irgendwie in der DNA.

CHRISTIAN KOSSMANN
Student Magister Theologie

Den Ausspruch von Bischof Dr. Heiner Wilmer kann ich nicht nur nicht akzeptieren, sondern ich will es auch nicht. Dieser Ausspruch klingt in meinen Ohren nicht nach einem der Schuldeingeständnisse oder einer der Selbstanklagen, die in den vergangenen Wochen wahrnehmbar waren und die scheinbar auf wenig Glauben stießen. Für mich klingt dieser Ausspruch eher nach einer Kapitulation.

Meine Kritik entzündet sich am Begriff der DNA und an dem scheinbar zu engen Kirchenbegriff. DNA enthält Erbgut. Es ist zunächst einmal etwas, was angenommen werden muss und nicht änderbar ist. Es sei denn, man würde Genmanipulation betreiben. Dies hieße aber dann, dass wir effektiv nichts gegen den Missbrauch von Macht in der Kirche unternehmen können und es auch gar nicht erst versuchen sollten. Dies würde einen fatalen Befund darstellen, der einem Todesurteil gleichkäme.

Desweiteren greift hier auch das Bild von Kirche zu kurz. Der aktuell thematisierte Missbrauch handelt vom Missbrauch durch katholische Priester. Die Kirche besteht aber nicht ausschließlich aus schuldig gewordenen Priestern. Darum denke ich, dass die Behauptung von Bischof Wilmer unzählige redliche Gläubige und die überwiegende Mehrheit der Priester, die ihren Dienst treu und gut versehen, vor den Kopf stößt. Sie sind es, die Tag für Tag durch ihre haupt- und ehrenamtliche Arbeit und ihren gelebten Glauben den Versuch wagen, der Welt ein menschenfreundlicheres Antlitz zu geben. Letztlich sind sie es, die unter der Krise mitunter am meisten leiden, sind sie doch durch ihr Zeugnis den Anfragen, die die aktuelle Krise zurecht erzeugt, am meisten ausgesetzt. Jenen treuen Christen mehr oder weniger zu sagen, dass es wohl keinen Ausweg aus der Misere gibt, scheint mir unerhört. Zumal man sie ebenfalls unter den Verdacht des Missbrauchs von Macht stellt. Denn schließlich sind auch sie Kirche und somit Träger der DNA.

DNA mit dem enthaltenen Erbgut wird vererbt. Sie stammt aus Vater und Mutter. Auf die Kirche angewendet könnte man darauf schließen, dass der Stifter der Kirche – Jesus Christus – diesen Missbrauch der Kirche eingepflanzt habe und ihn somit zum Teil des Erbgutes der Kirche erklärt hätte. Dem ist natürlich – so denke ich – nicht so. Aber wenn Bischof Wilmer die Begrifflichkeit der DNA einführt, so muss man eben zurück zu den Ursprüngen der Kirche, die nun einmal beim Sohn Gottes liegen. Schon allein deshalb will ich diese Aussage nicht akzeptieren.

Foto: Christian Trenk

„Meine erste Fremdsprache war Hochdeutsch!“

Gabi Müller ist Sekretärin im Priesterseminar. Aber sie ist auch Vermittlerin und Helferin.

CAROLIN BRUSKY
Studentin Magister Theologie

Das Soziale zieht sich durch ihren Lebenslauf. Anders ausgedrückt: Bei all ihren Tätigkeiten ist sie sich immer treu geblieben. Am 28. November 1965 wurde Gabi Müller als Sandwichkind in Mayen bei Koblenz geboren. Sandwichkind – die mittleren Kinder seien immer die schlimmsten, auch wenn man davon heute nicht mehr viel bemerke. So viel aus ihrem Mund zu dem Thema.

Groß geworden ist sie im kleinen Eifeldorf Langenfeld, ganz in der Nähe ist der Wallfahrtsort Sankt Jost: „Ich war ein Dorfkind und bin auf der Straße aufgewachsen. Meine Freundinnen und ich haben jeden Tag auf der Straße Federball und Kästchenhüpfen gespielt – das war einfach schön.“ Im kleinen Langenfeld spricht man den Eifeler Dialekt, deshalb fügt sie hinzu: „Meine erste Fremdsprache war Hochdeutsch. Ich kann es ja heute noch nicht komplett.“ Eine leichte Färbung ihrer Sprachmelodie kann man wirklich nicht verleugnen. Sie resümiert, dass sie eine „wunderschöne und absolut geborgene Kindheit“ hatte. In Langenfeld in der Eifel ist sie zur Grundschule gegangen und hat danach ihre mittlere Reife 1983 in Mayen abgelegt, in ihrem Geburtsort.

Gabi Müller sagt, dass sie katholisch „absolut vorbelastet“ gewesen sei. Die Eltern haben sie und ihre Geschwister katholisch erzogen: „In der Eifel ist man einfach katholisch und geht auch in den Werktagsgottesdienst!“ Das hat sie sehr geprägt, ihre Eltern und Schwiegereltern, „wir sind total happy, dass wir die alle noch haben!“, sind auch noch ganz katholisch.

Schon während ihrer Schulzeit hatte sie den Wunsch, im Sozialen tätig zu sein. Aus diesem Grund hat sie ein einjähriges Praktikum in der Altenpflege begonnen, bei den Schwestern vom Heiligen Geist in Kempenich. Doch das war nicht so ganz das richtige, „es fiel mir schwer, eine Routine zu finden“. Schwer war es besonders, wenn Menschen starben, zu denen sie eine enge Beziehung aufgebaut hatte. Also suchte sie ihr Glück in einer Ausbildung zur Notarfachangestellten in Adenau, von 1984 bis 1986. Das half ihr, als eine Vertretungsstelle in der Redantur des Bistums Trier frei wurde. Eine Festanstellung bekam sie in Bonn, im Landschaftsverband Rheinland – Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege. Das war ein ziemlicher Wechsel, aber „es war eine wunderschöne Zeit – ich war auch mit zum Buddeln“. So beschreibt sie ihre Erfahrungen dort. Mit den Archäologen und Grabungsarbeitern zusammenzuarbeiten, das hat ihr besonders gefallen.

In diese Zeit fiel ihre Hochzeit, im Jahr 1988 gab sie im August ihrem Mann Winfried, einem promovierten Chemiker, das Jawort. „Mein Mann ist aufgewachsen wie ich, wir sind quasi als Nachbarn groß geworden und haben uns nie gesehen. Zwanzig Jahre lang.“ Es ist verrückt. Dann sind sich die beiden an Karneval in ihrer Heimat über den Weg gelaufen - obwohl er schon in Bonn studierte.

Die Rheinland-Pfälzer lebten eine ganze Weile in Bonn in Nordrhein-Westfalen. Im Jahr 1997 wurde Sohn Marius geboren, ein Nordrhein-Westfale also. Die beiden Rheinland-Pfälzer und den Nordrhein-Westfalen verschlug es nach Hessen, genauer gesagt nach Liederbach, als ihrem Mann eine Stelle bei der Höchst AG angeboten wurde. Im Jahr 1999 kam Tochter Katharina zur Welt, „unser einziger Vollhesse, das sage ich auch zu Hause immer.“ Und: „Mir hat das oft für meine Kinder Leid getan, dass sie das Dorfleben nicht so mitbekommen haben wie ich. Liederbach ist zwar ein Dorf, aber keines, in dem man auf der Straße Fußball oder Federball spielte.“

Wenn Gabi Müller erzählt, hört man, dass für sie die Familie ganz oben steht. Elf Jahre war sie mit ihren Kindern zu Hause und hat es sehr genossen, dass sie die Erziehung in die Hand nehmen konnte und nicht gezwungen war, die Kinder morgens um acht Uhr im Hort abzuliefern. „Es war ganz klar, dass ich das mache. Mein Mann hat einen Ganztagsjob und ist der Ernährer der Familie, ich glaube, man kann das so sagen. Ich steuere mit meinem Gehalt den kleinen Bonus bei.“ Trotzdem ist es für die Familie wichtig, dass alles, was verdient wird, in den großen Topf kommt und durch die vier Familienmitglieder geteilt wird. „Mein Mann sagt immer: Mein Euro ist nur noch 25 Cent wert.“

Auf ihre beiden Kinder ist Gabi Müller hörbar stolz. Sie sind längst aus dem Haus. Sohn Marius studiert Biochemie in Tübingen, Tochter Katharina Zahnmedizin in Mainz. „Wenn wir einmal im Monat bei uns zu Hause zusammen sind, ist das so, als wären wir wieder vier. Einfach nur schön!“

Als die Kinder aus dem Gröbsten heraus waren, begann sie, Stellenanzeigen zu wälzen. Im Höchster Kreisblatt fiel ihr die Ausschreibung für den Posten der Sekretärin im Priesterseminar ins Auge. „Da habe ich gedacht, das probierst du einfach, mal gucken, was passiert.“ Sie hatte zwei Kinder großgezogen, weiß also, wie man mit jungen, aber auch älteren Menschen umgeht. Das gab ihr Selbstvertrauen. Auf dem Weg zum Bewerbungsgespräch war sie gleichwohl aufgeregt und fragte sich, ob das jetzt auch so streng hierarchisch werden würde wie bei den Nonnen in Kempenich damals. „Und ich habe gedacht, naja, wenn es mir gefällt, sage ich zu, wenn nicht, fahre ich wieder nach Hause. Ich kann nur dazugewinnen und einen Job finden, der mir Spaß macht.“ Ganz wichtig war es ihr, dass es sich um einen Halbtagsjob handelte, um weiter für ihre Kinder und Familie da sein zu können. Anscheinend hat ihr die Stelle gefallen, denn sie hat direkt zugesagt. So landete sie im Priesterseminar Sankt Georgen. Ihre Familie hatte kein Problem damit. Allerdings meinten am Anfang alle, dass „der lustige Alltag“ jetzt vorbei sei. Von wegen Priesterseminar. „Aber das war überhaupt nicht so. Ich bin hier auf ganz normale Menschen getroffen. Es erfüllt mich wirklich, was ich jetzt tue.“

„Es würde den Seminaristen ganz gut tun, wenn auch Frauen an der Ausbildung beteiligt wären!“

Gabi Müllers Aufgaben im Priesterseminar haben hauptsächlich mit Administration zu tun, bedeuten Sekretariatsarbeit, etwa die Korrespondenz und die Koordination. Ganz wichtig findet es Gabi Müller, dass man diese Tätigkeit absolut diskret ausübt und dem Jesuitenorden sowie ihrem Chef, also dem Regens, gegenüber loyal eingestellt ist. Ein wichtiges Stichwort sind auch die Zimmer des Priesterseminars. Immer, wenn jemand im Haus Gäste unterbringen möchte oder im Haus eine Konferenz stattfindet, heißt es: „Hilfe, wir brauchen Zimmer, rufen wir mal die Frau Müller an!“

Ihre soziale Ader kommt voll auf ihre Kosten, vor allem bei der Unterstützung der Aufbaustudenten, wenn es um Krankenkassen, Briefe, Versicherungen oder Flugtickets geht. Für die einzelnen sei diese Unterstützung total wichtig, sagt sie, jeden Tag gebe es etwas anderes, was gerade gebraucht wird. Das sei manchmal schon fast eine Sozialarbeiteraufgabe: „Ich wollte ja immer sozial tätig sein, ich habe das Gefühl, das bin ich hier.“ Gabi Müller ist also viel mehr als eine Sekretärin, sie ist Vermittlerin: „Manch ein Seminarist braucht einfach mal jemand, der ihm zuhört und sagt, ‚Du schaffst das schon! Trau dir doch mal was zu!‘“ Da sei es egal, wie alt jemand ist.

Manchmal fühlt sie sich auch fast in der Rolle einer Seminarmutter. Auf die Frage, ob es eine speziell weibliche Herangehensweise an die Vorgänge im Seminar gibt, antwortet Frau Müller nachdenklich: „Ich gehe anders mit Personen um als die Seminarleitung. Diese ist in Aussagen eher kurz und knapp. Ich mache das mütterlich, nach dem Motto ‚komm, ich sag‘s dir nochmal‘.“

Sicherlich waren einige Seminaristen erstaunt, als sie im Jahr 2008 ihre Aufgabe im Priesterseminar anging. „Ich trug keine Schwesterntracht“ – bei den meisten kam das wohl ganz gut an, auch wenn der ein oder andere sich daran erst gewöhnen musste. Der Vorteil war, „dass sie da jemand hatten, die die Probleme kennt, die sie zu Hause haben mit ihren Eltern und Geschwistern. Ich kenne das alles.“

Bei allem, was Gabi Müller tut, ist es für sie ganz wichtig, „dass ich mir immer selbst treu bin.“ Das wünscht sie jedem, der sich auf einen kirchlichen Beruf vorbereitet. „Ich kann das hier auf jeden Fall.“ Allerdings hält sie sich nicht immer für eine bequeme Kollegin, „ich sage immer, was ich denke.“ Das komme zu ihrem Leidwesen sehr impulsiv an, ganz nach dem Motto: „Oh nein, das hast du jetzt nicht schon wieder gesagt!“ Ihre Persönlichkeit beschreibt sie, dazu passend, lachend als „eine Katastrophe!“ Sie sei ein Bauchmensch. Ihr Mann nenne sie immer „das Herz der Familie“, manchmal aber auch „Katastrophe auf zwei Beinen“.

Ihre Anregung für die Ausbildung im Priesterseminar ist es, dass diese gemischter geschehen könnte. „Es würde den Seminaristen ganz gut tun, wenn auch Frauen an der Ausbildung beteiligt wären!“. Da nimmt sie kein Blatt vor den Mund. Den Rückgang der Priesteramtskandidaten sieht sie mit Sorge. „Wenn die katholische Kirche nicht versucht, an ihrer Art und Weise zu arbeiten, wie sie mit Menschen umgeht“, wird sich ihrer Meinung nach nichts daran ändern.

Gabi Müller hat große Achtung vor den Seminaristen, die dieses Jahr geweiht werden und öffentlich zu ihrem Weg stehen. „Ich ziehe den Hut!“ Die Vielfalt im Haus ist zudem etwas, was ihr sehr am Herzen liegt. „Das Klima ist gut, aber Seminaristen und Aufbaustudenten könnten noch enger zusammenarbeiten, beide Seiten würden da sehr profitieren.“ Aus ihrer Sicht müssten sich manche Seminaristen überdies bunter kleiden. Denn: „Ich finde es schön, dass sich die Jesuiten unters Volk mischen können und nicht auffallen“. Ihren Alltag im Priesterseminar fasst sie so zusammen: „Sie wissen nie, was gleich passiert. Es ist nicht planbar. Da muss man sich drauf einlassen.“

Abseits von ihrem Job im Priesterseminar liest Gabi Müller sehr gerne, vor allem Dokumentationen und Berichte. Gerade liegt Jojo Moyes auf dem Tisch. Auch Literatur, die sich mit Frauen in der Gesellschaft befasst, interessiert sie sehr. Und sie strickt, wunderbare Strümpfe, Schals und Mützen. „Mein Sohn bekommt immer Glücksstrümpfe, mehrmals im Jahr! Die verschenkt er manchmal an andere, die gerade bedürftiger sind.“ Das Handarbeits-Hobby teilt sie mit ihrer Tochter, gemeinsam nähen sie stundenlang an Patchworkdecken. Außerdem geht sie gerne ins Fitnessstudio, zur Rückenfitness und zum Yoga, „was Frau ab 50 noch so kann“.

Jährlich hält sie auch ein Heilfasten ein, setzt sich mit ihrem Körper auseinander. „Man freut sich auf all das, was man danach wieder essen kann – man riecht es ganz anders und schmeckt es ganz anders.“ In den Urlaub geht es meistens nach Griechenland und Kroatien, die Kinder müssen wohl oder übel mit, wenn sie gemeinsam in den Urlaub fahren wollen. „Da haben sie keine Wahl.“ Dieses Jahr geht es wieder nach Kroatien.

Auch da bleibt sie sich also treu. „Wenn man sich selbst nicht treu bleibt und zu sich selbst nicht ehrlich ist, kann man das auch nicht an andere Menschen weitergeben.“ Dieses Credo möchte sie den Studierenden in Sankt Georgen vermitteln.

Übrigens: Zur Familie Müller gehören noch zwei zehn Jahre alte Schildkröten. „Die besten Haustiere der Welt.“ Die haben den ganzen Winter in ihrem eigenen Kühlschrank den Winterschlaf gehalten.

THEOLOGIE UND PHILOSOPHIE

Vierteljahresschrift

In Heft 2, 2019 lesen Sie:

ABHANDLUNGEN

Hermann Josef Sieben SJ
Die Verkündigung des Evangeliums nach Augustins allegorischer Auslegung von Ps 18(19),1–7 nebst ihrer Vor- und Wirkgeschichte

Tobias Mayer
Geschichtsbegriff und Wirkungspotential der Typologie. Welchen Sinn hat der Zusammenhang von Schriftauslegung und Geschichtstheologie?

Dominik Winter / Ludger Jansen
Welche Theorie der internationalen Gerechtigkeit braucht eine christliche Migrationsethik?

Gerhard Gäde
Der Koran als Selbstmitteilung Gottes? Theologische Anmerkungen zu Mouhanad Khorchides Theologie der Barmherzigkeit

BEITRÄGE

Vsevolod V. Zolotukhin
Das von außen inspirierte Gottesgefühl. Die Religionsphilosophie an der Moskauer Geistlichen Akademie Mitte des 19. Jahrhunderts

Jörg Splett
Gott? Anthropo-Theologie

ISSN 0040-5655
Einfach bestellen unter **www.herder.de**

www.theologie-und-philosophie.de

Ergriffen vom Wort

Theologie aus benediktinischer Sicht

MAURA ZÁTONYI OSB
Vorsitzende der St. Hildegard-Akademie,
Abtei St. Hildegard/ Eibingen

„Wissenschaft und Gottverlangen“ – mit dieser Kurzformel beschreibt der Benediktiner und Mediävist Jean Leclercq die Mönchstheologie im Mittelalter (der französische Originaltitel heißt: *L'amour des lettres et le désir de Dieu*). Auch im 21. Jahrhundert hat dieses Ideal für jene Mönche und Nonnen, die sich der Theologie widmen, nichts an Bedeutung verloren. In seiner Regel nennt der hl. Benedikt ein einziges Kriterium, das über die Eignung zum klösterlichen Leben entscheidet: Ob jemand wahrhaft Gott sucht. So gilt Theologie im Kloster als eine Form der Gottsuche und kann nur gelingen, wenn sie in das monastische Leben vollkommen integriert wird.

Theologie in der benediktinischen Tradition

Es ist eine Tatsache, dass Studium, Theologie und wissenschaftliche Tätigkeit den Benediktinern nicht in die Wiege gelegt worden sind. Der hl. Benedikt († 547), der mit seiner Regel der monastischen Lebensform eine über Jahrhunderte hindurch bis heute wirksame Fassung gab, brach sein Studium im Rom der ausgehenden Antike um die Wende vom 5. ins 6. Jahrhundert ab. Daher ist es nicht verwunderlich, dass er auch in seiner Regel keinerlei Bezug auf Wissenschaft und intellektuelle Arbeit nimmt. Vielmehr schreibt er von Handarbeit, welche die Mönche zur Sicherung ihres Lebensunterhalts zu verrichten haben, und von Handwerkern, die auch nach ihrem Eintritt ins Kloster ihre Arbeit ausüben sollen. Wenn es um Studium geht, dann wird dies nach dem Wortlaut der Benediktusregel als „lectio divina“ praktiziert, womit die meditierende Lektüre der Heiligen Schrift gemeint ist. Anders ist es bei Cassiodor († um 580), einem Zeitgenossen Benedikts, der ebenso wie Benedikt ein Kloster, das sogenannte Vivarium, gründete und eine Regel verfasste. Im Gegensatz zur Benediktusregel stellte Cassiodor in seinem Werk I*nstitutiones divinarum et saecularium litterarum* (Einführung in die geistlichen und weltlichen Wissenschaften) ein breit gefasstes Studienprogramm zusammen und regelte detailliert die Lektüre. Dazu gehörten nicht nur Kommentare zur Bibel, sondern auch Werke paganer antiker Autoren. In Cassiodors Kloster nahm die Bibliothek eine bedeutende Rolle ein, die Mönche waren hauptsächlich mit Studium, dem Abschreiben von Büchern und Übersetzungsarbeiten beschäftigt. Das Vivarium schuf die idealen Rahmenbedingungen für ein theologisches Studium im klösterlichen Kontext. Die geschichtliche Entwicklung zeigt jedoch, dass dem Klosterkonzept Cassiodors keine Erfolgsgeschichte beschert war. Schon bald nach dem Tod seines Gründers löste sich das Vivarium auf.

Die monastische Lebensform nach der Benediktusregel dagegen entfaltete eine einzigartige Wirkung. Über Jahrhunderte prägten die benediktinischen Klöster das religiöse, gesellschaftliche, kulturelle, politische und wirtschaftliche Leben Europas; in unserer Gegenwart sind Benediktinerinnen und Benediktiner sogar auf allen Kontinenten der Erde präsent und aktiv. Selbst wenn die Benediktusregel die theologische Tätigkeit nicht zum eigenen Programm erhebt, entwickelten sich die benediktinischen Klöster im Frühmittelalter zu Bildungsstätten und galten als herausragende Orte der Theologie. Wir kennen aus der Geschichte bedeutende benediktinische Theologen: Hrabanus Maurus († 856), Abt von Fulda und Mainzer Erzbischof, wird mit dem Ehrentitel „praeceptor Germaniae“ (Lehrer Deutschlands) bezeichnet; Beda Venerabilis († 735) beeindruckt heute noch mit seinen Bibelkommentaren; Anselm von Canterbury († 1109), der als „Vater der Scholastik“ gilt, war durch und durch ein monastischer Autor (dies zeigt, wie problematisch es ist, Personen oder Phänomene einer Kategorie zuzuordnen); Hildegard von Bingen († 1179), Äbtissin zweier Klöster am Rhein, verfasste ein umfangreiches theologisches Werk. Erst vom 13. Jahrhundert an, als nacheinander die Universitäten entstanden, gelang es den Benediktinern nicht mehr, in der neuen Form des theologischen Betriebs Fuß zu fassen. Dennoch

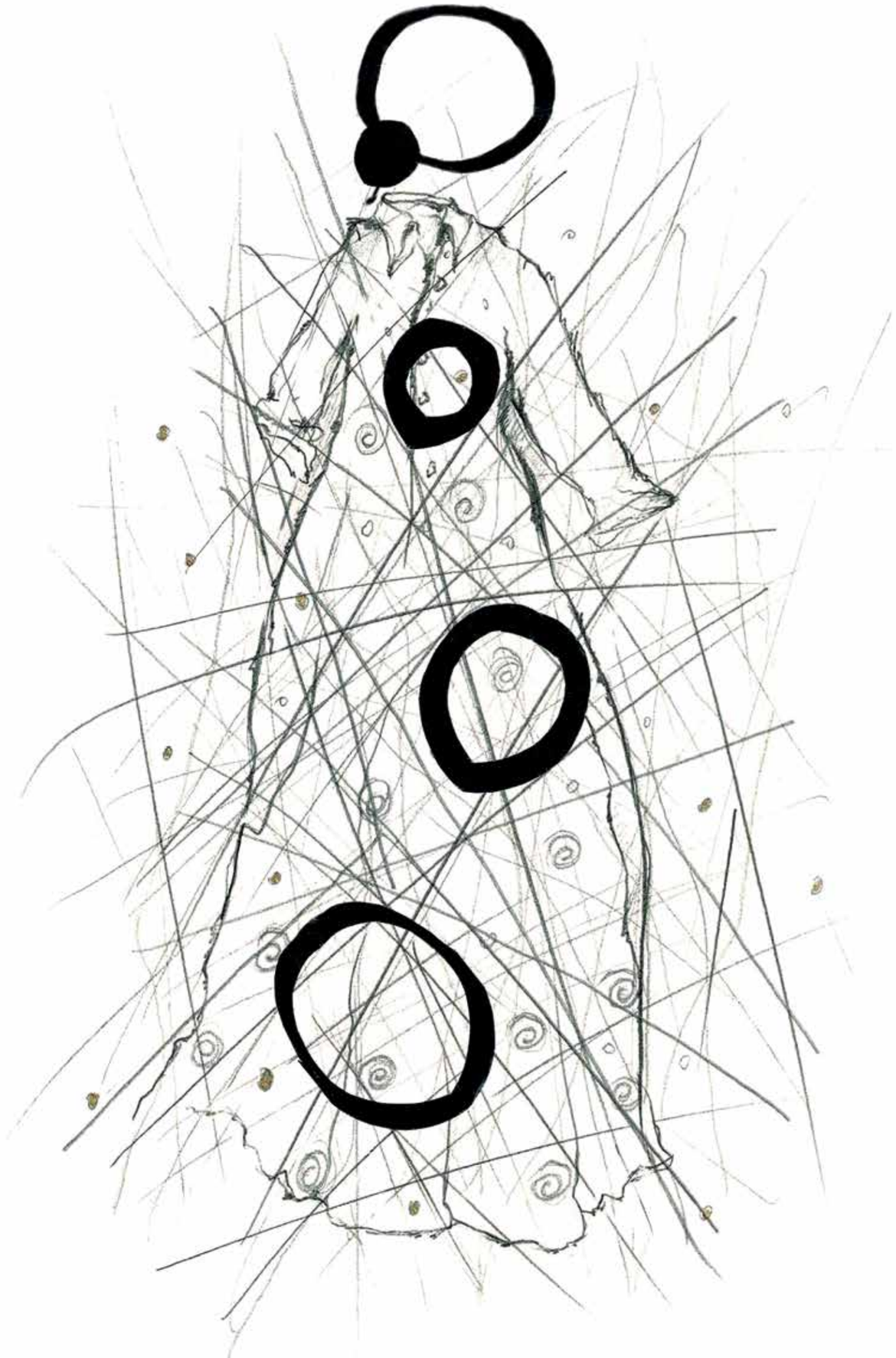


Illustration: Elke Teuber-S.

versiegte die wissenschaftliche Tätigkeit nicht, selbst wenn nur wenige Theologen aus dem Benediktinerorden herausragende Bedeutung gewannen, wie zum Beispiel Odo Casel († 1948).

Die Verankerung der Lehre im Leben: Empfangen – Begreifen – Ergriffenwerden

Gibt es ein spezifisches Merkmal benediktinischer Theologie? Ein Blick auf die erwähnten mittelalterlichen benediktinischen Theologen gibt zu denken: Sie werden als Heilige verehrt und drei von ihnen – Beda, Anselm und Hildegard – gehören zu den Kirchenlehrern. Um jemanden zum Kirchenlehrer zu erheben, sollen drei Voraussetzungen erfüllt werden: heiligmäßige Lebensführung, hervorragende theologische Lehre und die entsprechende Erklärung des Papstes oder eines allgemeinen Konzils. Aufgrund dieser Bestimmung werden diejenigen Personen als authentische Lehrer in der und für die Kirche anerkannt, deren Lehre im konkreten Lebenswandel verankert und bewahrheitet ist. Eine überzeugende Theologie setzt demgemäß die Verbindung von Heiligkeit des Lebens und Qualität der Lehre voraus. Das entspricht dem benediktinischen Ideal. Denn der hl. Benedikt verdeutlicht in seiner Regel, dass diejenigen, die im Kloster für Lehre zuständig sind, mehr mit ihrem Beispiel als mit Reden überzeugen können.

Die für eine benediktinische Theologie erforderliche gegenseitige Durchdringung von Leben und Lehre lässt sich bei Anselm von Canterbury anschaulich beobachten. Im Vorwort zu seinem Proslogion wird deutlich, dass Lernen, Üben, Ringen und Sorgfalt durchaus wichtige Voraussetzungen für theologisches Nachdenken sind. Theologische Einsichten kommen aber nicht allein durch angestrengtes Studium zustande. Die Bereitschaft zur Empfänglichkeit gehört zur wahren Theologie. Diese Aufgeschlossenheit für geistgewirkte Gedanken kann sich der Mensch im Gebet aneignen. Dafür legt Anselm Zeugnis in seinem Proslogion ab. Zugleich schildert er, dass die menschliche Vernunft danach strebt, Glaubensinhalte und Offenbarungswissen intellektuell einzusehen. Bei diesem Vorgang ist sich der Benediktiner Anselm bewusst, dass die intellektuell gewonnene Erkenntnis, das Verstehen des Glaubens, auch emotional anzueignen ist. Wie der Philosoph Christian Schäfer in einem Vortrag treffend dargestellt hat, tritt in der Mitte des Proslogion eine Wende ein, weil sich dort die Frage stellt, wie das Erkannte auch gefühlt werden kann. Damit können wir das Kernanliegen einer benediktinischen Theologie auf den Punkt bringen: Wie werde ich davon ergriffen, was ich begriffen habe?

Das Visionswerk Hildegards von Bingen liefert das Modell zu einer solchen ganzheitlichen Aneignung theologischer Inhalte. Ihre Visionen entfalten sich in einem Prozess, der vom Empfangen angestoßen wird und durch Wahrnehmen und Verstehen zum Erleben hinführt. Der Ausgangspunkt von Hildegards theologischer Tätigkeit liegt in einem göttlichen Auftrag, den sie nach ihrer eigenen Schilderung in einer Lichtschau empfängt. Die Befähigung zur Theologie wird ihr dadurch zuteil, dass sie das Verstehen der Auslegung der Heiligen Schriften im weitesten Sinn zu „schmecken" bekommt („intellectum expositionis librorum ... sapiebam", *Liber Scivias*). Sinnliche Wahrnehmung (sapire) und weisheitliches Denken (sapientia) durchdringen einander. So beginnt Hildegard zu beschreiben, was sie „sieht" und „hört", wobei sie betont, dass es mit den Sinnen des inneren Menschen geschieht. Auf die Wahrnehmung folgt die Deutung des Geschauten. In dieser Phase kommt das Verstehen (intellectus) zustande, das der rationalen Einsicht der Glaubensinhalte im anselmischen Konzept gleichkommt. Hildegards Visionen enden schließlich mit einer kurzen Aufforderung zur Aufnahme der vermittelten Inhalte, meistens in der Form eines göttlichen Zuspruchs, wie dies beispielweise im ersten Teil des Liber Scivias am Ende einer jeden Vision folgendermaßen lautet: „Daher soll jeder, der Erkenntnis im Heiligen Geist und Flügel im Glauben hat, diese meine Mahnungen nicht übergehen, sondern soll sie annehmen, indem er sie im Verkosten seiner Seele umfasst" (*Liber Scivias*) Es kommt also darauf an, sich das zugesprochene Wort Gottes vollständig anzueignen: mit dem Verstand aufzunehmen („percipiat"), mit dem Geschmacksinn der Seele auszukosten („in gustu animae") und mit affektiver Zuneigung zu umarmen („amplectendo"). Die visionäre Theologie Hildegards nimmt den ganzen Menschen mit seiner Vernunft und seiner Emotionalität, also in seiner gesamten leiblichen, psychischen und intellektuellen Verfasstheit in Anspruch, und fordert dazu auf, das empfangene, verstandene und verinnerlichte Offenbarungswissen im Leben umzusetzen, eben zu er-leben.

Eine Theologie des guten Wortes – segnend und gesegnet

Bei Anselm und Hildegard zeichnet sich ein theologisches Konzept ab, in dem die Empfänglichkeit für das Wort und das Ergriffenwerden vom Wort konstitutiv zum Begreifen und Verstehen des Wortes dazu gehören. In diesem ganzheitlichen Umgang mit dem Wort drückt sich theologisch reflektiert und angewandt im Bereich der Wissenschaft jene Haltung aus, welche die Benediktusregel grundsätzlich verlangt: „Stehen wir so beim Psalmensingen, dass Herz und Stimme in Einklang sind". Die Benediktusregel macht deutlich, dass es der Übung bedarf, bis der Mensch dem äußerlich gesprochenen Wort Gottes innerlich entsprechen kann. Dafür wird die Liturgiefeier empfohlen, konkret das Psalmensingen, als der geeignete Ort, an dem die Ergriffenheit vom Wort bis in die Tiefe des Herzens hinein erfahren werden kann. Diese Erfahrung nennt die Benediktusregel „Gottesgegenwart" („divina praesentia"). Das regelmäßige Exerzitium des Psalmensingens führt idealerweise dazu, dieser göttlichen Gegenwart auch außerhalb der Liturgiefeier im gesamten Leben gewahr zu werden.

Diese Form von Theologie, die im Bewusstsein der Gottesgegenwart – „im Angesicht Gottes" – praktiziert wird, ist davon überzeugt, dass das Sprechen von Gott („Theo-logie") ein personales Geschehen ist. Eine solche Theologie weiß darum, dass sie auf die Initiative Gottes angewiesen ist: auf das Sprechen Gottes, das sich in der Offenbarung ereignet; und sie weiß darum, dass das göttliche Wort auf eine menschliche Antwort wartet. In diesem dialogischen Vollzug von Theologie gibt sich Gott als das menschgewordene Wort zu erkennen. Der Logos kommt uns als Person entgegen: „noch bevor ihr zu mir ruft, sage ich euch: Seht, ich bin da" (Benediktusregel; Jes 58,9).

Das inkarnatorische Sprechen Gottes lässt sich in jenem Ja vernehmen, das Gott in Jesus Christus zu uns Menschen gesprochen hat (vgl. 2 Kor 1,19f.). Der menschgewordene Logos ist das gute Wort (bene-dicere), das als Segen (benedictio) auf uns Menschen ruht. Eine Wissenschaft, die, vom Gottverlangen beseelt, sich in Anspruch nehmen lässt für das in der Menschwerdung geoffenbarte Wort Gottes, kann zu Recht eine „benediktinische" Theologie genannt werden. „Benediktinisch" leitet sich in diesem Sinne von einer segnenden und gesegneten Daseinserfahrung ab, wie Papst Gregor der Große in der Biographie des hl. Benedikt zum Ausdruck bringt: „Es lebte ein Mann, der sowohl dem Namen als auch der Gnade gemäß ‚Benedictus' – ‚gesegnet' war" (Buch II der *Dialoge*). Eine im weiteren Sinne „benediktinische" Theologie könnte also inmitten der Vielfalt theologischer Optionen daran erinnern: Unsere menschliche Rede von Gott lebt aus dem Empfangen vom schlechthinnigen „guten Wort" Gottes, seinem menschgewordenen Sohn; zudem hat ein solches theologisches Reden die Aufgabe, den sich personal aussprechenden Logos in unser Leben hinein zu buchstabieren. So vollzieht sich eine Theologie, die sich auf das Geheimnis der Inkarnation des Logos konzentriert und sich zu einer lebensbejahenden Vermittlung der Glaubensinhalte in unser Dasein hinein verpflichtet, im Zeichen des Segens.

Autorinnen und Autoren

ECKHARD FRICK SJ
Ist 1955 in Bad Nauheim geboren. Er ist Jesuit, Psychiater, Psychoanalytiker und Hochschullehrer. Von der Ludwig-Maximilian Universität in München wurde er 2010 auf eine Professur für die neue medizinische Disziplin Spiritual Care berufen. Er ist Gutachter für verschiedene internationale medizinische Zeitschriften und unter anderem Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Analytische Psychologie". Zudem leitete er die Forschungsgruppe, die von 2012 bis 2014 die Studie „Sorge für die Seelsorgenden" erstellte.

JOHANNES BENEDIKT KÖHLER
Ist am 31.08.1995 geboren und als Sohn eines Pastoralreferenten und einer Gemeindereferentin im Nordwesten Frankfurts aufgewachsen. Nach dem Abitur entschied er sich für ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) im Haus der Volksarbeit e.V., dem Zentrum für Beratung, Erziehung und Bildung der katholischen Stadtkirche in Frankfurt. Danach begann er als Priesterkandidat für die Diözese Limburg im Priesterseminar Sankt Georgen sein Studium der Theologie und Philosophie.

WOLFGANG BECK
Ist am 13. Januar 1974 in Hildesheim geboren. Er ist katholischer Priester und Pastoraltheologe. Seit dem 1. September 2015 ist er Juniorprofessor für Pastoraltheologie und Homiletik an der Hochschule Sankt Georgen. Derzeit habilitiert er im Fach Pastoraltheologie. Er ist Teil des Redaktionsteams von feinschwarz.net, einem theologischen Feuilleton, und des Magazins GEORG, leitet das Studienprogramm Medien in Sankt Georgen und spricht regelmäßig in der ARD das Wort zum Sonntag.

PAULINE ERDMANN
Ist am 12. März 1998 geboren. Nach dem Abitur absolvierte sie ein Praktikum in der Pressestelle des Bistums Limburg. Seit 2017 studiert Pauline Erdmann an der Hochschule Sankt Georgen Theologie. Dort nahm sie am Studienprogramm Medien und Öffentliche Kommunikation teil. Seit 2018 gehört sie dem Redaktionsteam des Magazins GEORG an.

ANDREAS LOB-HÜDEPOHL
Geboren 1961, seit 1996 Professor für Theologische Ethik und Geschäftsführer des Berliner Instituts für christliche Ethik und Politik, von 1997-2011 zunächst Rektor der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin und sodann Präsident der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, unter anderem Mitglied des Deutschen Ethikrates, Berater der Unterkommission Bioethik der Deutschen Bischofskonferenz, Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken.

DANIEL DERE
Studierte an der Hochschule Sankt Georgen. Er ist Pastoralreferent im Bistum Limburg und leitet seit 2016 die Katholische Fachstelle für Jugendarbeit Taunus.

THOMAS MECKEL
Ist seit 2015 Professor für Kirchenrecht, Religionsrecht und kirchliche Rechtsgeschichte an der Hochschule Sankt Georgen und derzeitiger Prorektor. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Theologische Grundlegung des Kirchenrechts/Rechtstheologie, Verfassungsrecht, Verkündigungsrecht und Sakramentenrecht, Staatskirchenrecht/Religionsrecht sowie Kirchliche Rechtsgeschichte.

MAURA ZÁTONYI OSB
Ist am 2. November 1974 in Szombathely / Ungarn geboren. Sie ist Benediktinerin in der Abtei St. Hildegard in Eibingen und Altphilologin. Nach ihrem Studium der Klassischen Philologie in Budapest trat sie zunächst in die Zisterzienserinnenabtei Kismaros ein. Durch ihre Kenntnis der klassischen Sprachen wurde sie unter Sr. Angela Carlevaris in die Hildegard-Forschung eingeführt. Sie promovierte über die Schrifthermeneutik bei Hildegard von Bingen in Philosophie. Von 2012 bis 2016 studierte sie Theologie an der Hochschule Sankt Georgen, wo sie gleichzeitig von 2011-2015 den Lehrauftrag in der Geschichte der Philosophie im Mittelalter erhielt. Sr. Maura ist Vorsitzende des Akademievereins, des „Zentrums für Wissenschaft, Forschung und europäische Spiritualität", der von den Benediktinerinnen von Sankt Hildegard am 10. Mai 2019 gegründet wurde.

BIRGIT WEILER, MMS
Gehört der Ordensgemeinschaft der Missionsärztlichen Schwestern an. 2011 promovierte sie am Fachbereich Katholische Theologie der Universität Frankfurt mit einer Arbeit zur gegenseitigen Bereicherung der indigenen Kosmovision und der christlichen Schöpfungstheologie. In Lima lehrt sie an der Jesuitenuniversität und ist unter anderem als theologische Beraterin der „Bischöflichen Kommission für die soziale Aktion" (CEAS) in Peru und der „Kommission für Gerechtigkeit und Solidarität" der Lateinamerikanischen Bischofskonferenz (CELAM) tätig.

HEINRICH WATZKA SJ
Ist am 5. Oktober 1954 in Elz geboren. Er ist Jesuit und Professor für Philosophie an der Hochschule Sankt Georgen, deren Rektor er von Oktober 2010 bis September 2014 war. Seit 2015 ist er Oberer der Sankt Georgener Jesuitenkommunität. 2014/15 hatte Watzka die International Jesuit Visiting Professor Fellowship an der College of the Holy Cross in Worcester, Massachusetts inne.

ANDREAS HAHNE
Ist am 8.10.1984 in Düren geboren. Er studierte Informatik an der RWTH Aachen und arbeitete von 2010 bis 2017 als Software-Entwickler und Projektleiter. Seit 2017 studiert er Theologie an der Hochschule Sankt Georgen als Priesterkandidat für das Bistum Aachen und ist zurzeit im Freisemester in Brixen.

VANESSA LINDL
Ist am 9. August 1994 geboren. Sie studiert an der Hochschule Sankt Georgen und war Redaktionsmitglied des Magazins GEORG und Vorsitzende des AStA Rates.

CHRISTIAN KOSSMANN
Ist am 29. November 1993 geboren. Vor seinem Theologiestudium an der Hochschule Sankt Georgen studierte er bereits Geschichte und katholische Religion auf Lehramt. Er ist Priesteramstkandiat für das Bistum Trier. Seit dem Wintersemester 2018/2019 ist Christian Kossmann Seminarsprecher des Priesterseminars in Sankt Georgen.

ULRICH RHODE
Ist am 12. April 1965 in Osnabrück geboren. Nach seinem Philosophiestudium trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Es folgte ein Studium der Theologie in Sankt Georgen und des kanonischen Rechts an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. Nach seiner Priesterweihe 1994 promovierte er am Kanonistischen Institut der Ludwig-Maximilians-Universität München. 2004 wurde er zum Professor für Kirchenrecht an der Hochschule Sankt Georgen ernannt und war von 2006 bis 2010 Rektor der Hochschule. Seit 2014 ist er Professor an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. Papst Franziskus ernannte ihn unter anderem zum Konsultor der Kongregation für das Katholische Bildungswesen.

CAROLIN BRUSKY
Ist am 24. März 1995 geboren. Sie studiert an der Hochschule Sankt Georgen und gehört dem Redaktionsteam des Magazins GEORG an.

GONZALO VILLAGRÁN SJ
Ist Jesuit, Professor für Moraltheologie und gegenwärtig Rektor der Facultad de Teología de Granada. Nach einer ökonomischen Ausbildung studierte er Theologie in Granada, Paris und Boston, wo er seine Promotion mit einer Arbeit über das Konzept der Öffentlichen Theologie abschloss. Seit dem Beginn seiner Lehrtätigkeit arbeitet er an Themen, die mit dem christlich-islamischen Dialog zu tun haben, spezifisch mit Blick auf soziale und politische Themen. Seit 2017 ist er Direktor des andalusischen Lehrstuhls für den Dialog der Religionen (CANDIR), einem Studienzentrum, das zur Facultad de Teología de Granada gehört.

KLAUS VECHTEL SJ
Ist Jesuit, Professor für Dogmatik und Spiritual des Priesterseminars in Sankt Georgen. Klaus Vechtel wurde 1963 in Dormagen geboren, studierte in Bonn und Rom Katholische Theologie und war von 2000-2007 Spiritual am Collegium Germanicum et Hungaricum in Rom.

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

Philosophisch-Theologische Hochschule

SANKT GEORGEN

ISSN 2195-3430

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de